

Zeitschrift: ZS : Zürcher Studierendenzzeitung
Herausgeber: Medienverein ZS
Band: 95 (2016)
Heft: 5

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 25.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

1 166: Nr. 5 (2016)

ZS

Zürcher Studierendenzeitung

28.10.2016 #5/16

AZB
8001 Zürich
Post CH AG

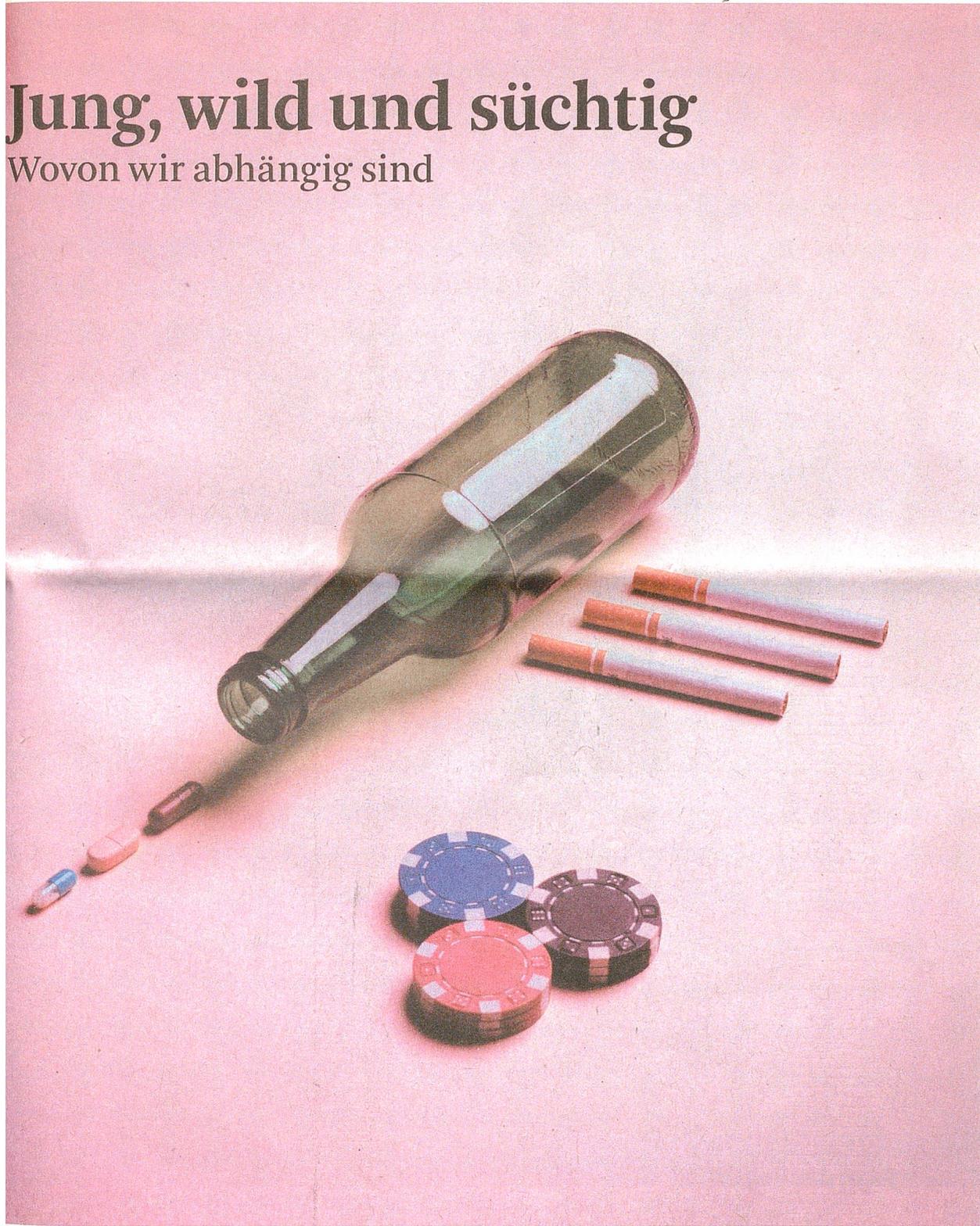


Zentralbibliothek Zürich
Abteilung E-Medien/Periodika
Zähringerplatz 6
8001 Zürich

33988 / 8

Jung, wild und süchtig

Wovon wir abhängig sind



Fremdes Geld
Die Uni setzt
auf Drittmittel

Gebasteltes Heft
Das A-Bulletin
druckt Kurioses

WG zum Glück
Geflüchteter als
Mitbewohner

4

Schule, Lehre, Studium oder Berufseinstieg?

ZKB young und
ZKB student mit
STUcard!



Jetzt Ihr Paket entdecken: zkb.ch/youngworld

Wenn viel läuft, machen wir es Ihnen einfach. ZKB youngworld Pakete für **Konten, Karten und Extra-Vorteile**: Sparen Sie den Nachtzuschlag mit dem ZKB Nachtschwärmer und profitieren Sie beim Shoppen, Essen und bei vielen Freizeit-Aktivitäten.

Die nahe Bank



Zürcher
Kantonalbank

4 Mehr Bio als Medizin

Der neue Studiengang Biomedizin ist beliebt. Worauf lässt man sich da ein?

5 Kritik an Umverteilung

Die Reform der Forschungsförderung durch den SNF stösst auf Unmut.

7 Studierende bieten juristischen Rat

Die Rechtsberatungskommission beantwortet rechtliche Fragen

7 Zentrales Bücherregal

Die ZB hat einen Teil ihres Bestandes ausgelagert

8 Immer mehr fremdes Geld

Die Universität Zürich setzt zunehmend auf Drittmittel

14 Spritzen, Jetons, Alkohol

Unsere These zum Thema

16–17 Studieren auf Heroin

Sie ist jung und geht an die Uni. Und sie nimmt täglich harte Drogen

18–19 Trinken als sozialer Zwang

Ein Essay über Prohibition, anonyme Alkoholiker und Abstinenz

20–21 «Wenn du Pech hast, gewinnst du.»

Psychologe Eidenbenz im Gespräch über Verhaltenssüchte.

23 Geheimnisvolles Heftchen

Das Herzstück des A-Bulletins sind die seine handgemachten Inserate.

24–25 Im Meer von Entscheidungen

Dass die Generation Y nicht nur faulenz, zeigen vier Studis mit Migrationshintergrund

28–30 Mein Freund Reza

Zwei Männer leben zusammen in einer WG. Der eine ist aus dem Iran geflüchtet

11 Comic 12 Impressum 12 Bologna Babe 13 Senf der Redaktion 26 Fahr zur Hölle! 26–27 Kulturspalten

Leidenschaft — Auch für die zweite Ausgabe der ZS in diesem Semester wurde wieder viel überarbeitet, gelayoutet und hart gekrampft. Das kostet viel Zeit und Energie. Sogar so viel, dass bei Aussenstehenden leicht der Verdacht auf Arbeitssucht aufkommen könnte: Unsere ZS-Sucht.

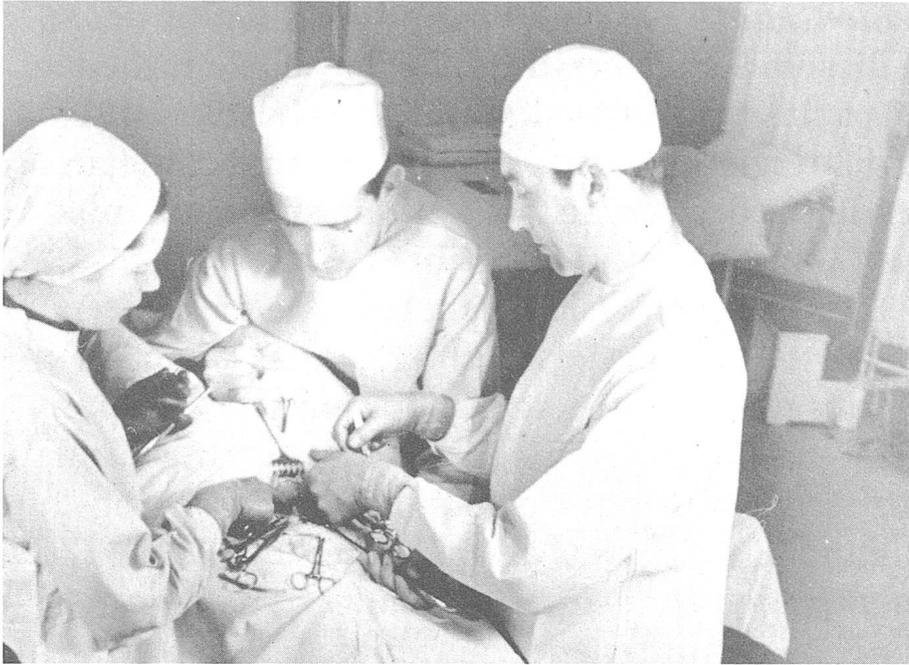
Hier ist aber Vorsicht geboten. Wie dieses Heft zeigt, ist Sucht zu vielschichtig, als dass man sie achtlos mit einem – zugegebenermassen zeitintensiven – Engagement für eine Zeitung verwechseln dürfte. Sucht ist der Zustand der ständigen Angst, jemand könnte etwas davon bemerken (S. 16). Sucht bedeutet auch, in jahrelanger Therapie gesunden Konsum wiederzuerlernen (S. 20). Verzichtet man auf gesellschaftlich akzeptierte Suchtmittel, dann wird man scheel angeschaut und sozial isoliert (S. 18).

Es kann also im Hinblick auf die Mitarbeitenden der ZS nicht von Sucht die Rede sein. Treffender wäre wohl, den Antrieb zu dieser Arbeit in einer Leidenschaft zu sehen, ohne die es nicht möglich gewesen wäre, das Heft in Abwesenheit unseres Redaktionsleiters Michael Kuratli (Es leben die Leiden der Zivildienstpflicht!) zu produzieren. Für euch, unser hoffentlich nicht lesesüchtiges, ohne Zweifel aber lesebegeistertes Publikum.

Für die Redaktion

Reto Heimann und Oliver Camenzind





Die Biomedizin-Studierenden werden dereinst nicht im OP stehen.

Mehr Bio als Medizin

Der neue Studiengang Biomedizin an der Uni Zürich ist beliebt. Doch wissen die Studis, worauf sie sich einlassen?

Stephanie Meier

Gedacht ist der Studiengang Biomedizin an der Universität Zürich als Alternative zum Medizinstudium: für medizinisch interessierte Menschen, die sich dereinst der Forschung widmen wollen. So bleiben die Plätze in der Humanmedizin frei für diejenigen, die beabsichtigen, praktizierende Ärztinnen und Ärzte zu werden. Eine Studentin im neuen Studiengang meint: «Ich wollte nie Ärztin werden, aber die Biologie des Menschen hat mich schon immer interessiert. Deshalb gefällt mir das Studium sehr gut.»

Mit 199 Einschreibungen nach der Einführung des neuen Studiengangs im letzten Jahr war der Ansturm grösser als erwartet: Das neue Angebot schien einem weitverbreiteten Bedürfnis unter Studierenden zu entsprechen. Und die Begeisterung hält an; dieses Jahr haben sogar 230 Studierende neu mit Biomedizin angefangen. Doch wissen die Erstsemestrigen überhaupt, was sie in diesem Studium erwartet?

Fast alles Bio

Das Programm der Biomedizin ähnelt weniger dem der Medizin als vielmehr jenem der Biochemie oder Molekularbiologie: Viele Pflichtfächer im Bachelor sind dieselben, darunter die allgemeinen naturwissenschaftlichen Grundlagen Chemie, Physik, Mathematik und Biochemie. Weitere obligatorische Fächer sind Anato-

mie und Pathophysiologie. Obwohl alle diese Fächer auch im Medizinstudium eine wichtige Rolle spielen, besuchen die Biomedizin-Studis die meisten Vorlesungen zusammen mit den angehenden Biologinnen und Biologen.

Der Grund dafür könnte sein, dass der Schwerpunkt im Medizinstudium mehr auf dem Erlernen der praktischen ärztlichen Grundfertigkeiten liegt. Dazu kommt, dass der neue Biomedizin-Master das frühere Programm in Humanbiologie ersetzt.

Falsche Erwartungen

Vielen Studierenden scheint unklar zu sein, worauf sie sich einlassen. Von den ursprünglich Eingeschriebenen haben sich 45 Prozent gleich nach dem ersten Jahr wieder ausgetragen, wobei zwölf Prozent an die medizinische Fakultät abgewandert sind. Viele benutzten die ersten beiden Semester also als Wartejahr bis zum nächsten Numerus Clausus für das Medizinstudium. Und die Studienkoordinatorin vermutet: «Sogar unter den 55 Prozent, die weiterstudieren, gibt es etliche, die eigentlich lieber Medizin studieren möchten und den Eignungstest nochmals machen werden.»

Dabei bedenken sie offenbar nicht, dass das Biomedizinstudium anspruchsvoll ist und volles Engagement erfordert. Zudem scheint ihnen nicht bewusst zu sein, dass auch nach Abschluss des gesamten ersten Jahres nur das Chemiepraktikum für das Medizinstudium angerechnet werden kann.

Überlegen, dann studieren

Die Studienberatung der Biomedizin empfiehlt deshalb dringend, sich zuerst gut über das Studium zu informieren und bietet ein Online-Assessment zur Interessensabklärung an. «Es wäre gut, sich bei der Wahl des Studienfachs genau zu überlegen, welche beruflichen Tätigkeiten man sich wünscht und vorstellen kann», heisst es von offizieller Stelle. So wie jene, die nach einem Jahr im Biomedizinstudium kein Bedürfnis nach einem Wechsel haben und gerade in ihr drittes Semester gestartet sind. ♦

Kritik an Umverteilung

Seit Anfang Jahr gelten neue Regeln für die Gesuchstellung beim Schweizerischen Nationalfonds. Die Reform der Forschungsförderung stösst auf Kritik.

Michelle Huber und Marie von Seeler

Der Schweizerische Nationalfonds (SNF) vergibt staatliche Gelder für Forschungsprojekte an Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und hat vom Bund den Auftrag, die Grundlagenforschung sowie die wissenschaftliche Nachwuchsförderung in der Schweiz mitzutragen. Um solche Projektgelder zu bekommen, müssen die Forschenden ein Gesuch beim SNF einreichen. Die Bestimmungen für eine solche Gesuchstellung wurden Anfang 2016 geändert.

Umstritten ist an der Reform vor allem ein Punkt: Neu kann eine Forscherin oder ein Forscher pro Förderperiode nur noch ein Gesuch einreichen und nicht wie bisher beliebig viele. Ausserdem müssen neue Anträge zurückgehalten werden, bis ein laufendes Projekt abgeschlossen ist. Die Kritik an dieser Beschränkung zielt auf drei Punkte: Die Reform verunmögliche adäquate Nachwuchsförderung; sie stelle die Geistes- und Sozialwissenschaften ins Abseits; und sie sei eine versteckte Sparmassnahme.

Weniger Nachwuchs?

«Die Änderungen haben zur Folge, dass weniger Doktorierende engagiert werden können», kritisiert Sylvie Matter, SP-Kantonsrätin und ehemalige Studierendenratspräsidentin der Universität Zürich. Denn bisher hätten Professorinnen und Professoren neben ihren Hauptprojekten oft zusätzlich die Forschungsprojekte von Doktorierenden zur Förderung eingereicht. Diese Möglichkeit fällt nun weg, übrig bleibt nur der Weg über die direkte Personenförderung von akademischem Nachwuchs.

Philipp Theisohn, SNF-Förderprofessor am Deutschen Seminar der Universität Zürich, teilt zwar die Einschätzung der Politikerin und Uni-Kennerin Matter,

gibt aber zu bedenken, dass eine kleinere Anzahl an Doktorierenden auch eine intensivere Betreuung von Seiten der Professorinnen und Professoren ermögliche. «Wenn man sich auf ein Projekt konzentriert, steigert das zudem die Qualität der Forschung», sagt Theisohn.

Im Abseits?

Genau darauf sollen die Änderungen der Förderbedingungen offenbar auch abzielen. Die Forschenden sollten unter anderem ihre Arbeiten innerhalb der Projektförderung verstärkt fokussieren, bekräftigt Alan Knaus, Mediensprecher des SNF,

«Der SNF ändert die Spielregeln für die Vergabe der Gelder»

und rechtfertigt damit die Reform. «Mit diesen Massnahmen möchte der SNF die Diversität in der Forschung fördern und die effektive Verwendung der begrenzten Mittel gewährleisten.»

Doch wie sieht diese Diversität aus? Die Schweizerische Vereinigung für Albertumswissenschaft (SVAW) schreibt in einem an kantonale Politikerinnen und Politiker gerichteten Positionspapier, die Änderungen würden die Forschungswirklichkeit in den Geistes- und Sozialwissenschaften ignorieren. Diese zeichne sich dadurch aus, «dass die Doktorierenden zwar unter Betreuung, aber weitgehend selbständig die thematische Problemstellung ihrer Projekte erarbeiten», wie der Berner Geschichtspräsident Thomas Späth, Präsident der SVAW, schreibt. Durch die Reform werden jedoch genau solche Projekte wohl weniger gefördert

werden. Späth wehrt sich deshalb dagegen, dass den Geistes- und Sozialwissenschaften ein «Laborprojekt-Modell» aus den Naturwissenschaften aufgedrängt werde. «Wenn es tatsächlich die Absicht des SNF ist, in den Geistes- und Sozialwissenschaften nur noch grosse Gruppenforschungsprojekte zu fördern, hebt er die Freiheit der Forschung der Doktorierenden auf», kritisiert er.

Verstecktes Sparen?

Schliesslich hört man von verschiedenen Seiten die Vermutung, dass hinter der Reform eine Sparmassnahme stecke. Auch Theisohn ist dieser Meinung. Und Kantonsrätin Matter, die durch das Positionspapier der SVAW auf die Kritik an der SNF-Reform aufmerksam geworden ist, gibt zu bedenken: «Der SNF ändert die Spielregeln für die Vergabe der Gelder. Das wird ziemlich sicher

dazu führen, dass weniger Projekte unterstützt werden.» Die finanzielle Last würde dann auf private Geldgeber abgewälzt – denn vom Kanton ist angesichts der wirtschaftlichen Lage keine Hilfe zu erwarten.

SNF-Sprecher Knaus weist den Sparmassnahmen-Vorwurf jedoch von sich. Er beteuert, dass das Budget des Nationalfonds insgesamt gleich bleiben werde. ♦

Der SNF

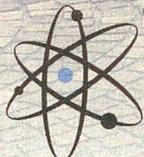
Seit 1952 fördert die Stiftung im Auftrag des Bundes Forschung in allen Disziplinen. Im Jahr 2015 wurden 3'273 Projekte mit 14'800 Forschenden unterstützt. Dafür wurden 877.7 Mio. Franken aufgewendet.

Für das kühle Bier nach der hitzigen Vorlesung!

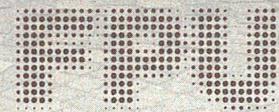
Eröffnung der **StudiBar** am Irchel
Dezember 2016



$f_v(m)$



FACHVEREIN
MATHEMATIK
UZH



Fachverein Physik
Universität Zürich



geoteam
fachverein geographie & ess universität zürich



Studierende bieten juristischen Rat

Dreimal pro Woche beantwortet die Rechtsberatungskommission des VSUZH rechtliche Fragen.

Moritz Burrichter

Der Vermieter kündigt den Vertrag, weil er die Miete verdoppeln will? Die Chefin zahlt den Lohn auch nach mehrfacher Nachfrage nicht aus? Oder es droht ein Ausschluss vom Studium, obwohl noch Fehlversuche übrig sind? In diesen Fällen hilft die ReBeKo, die Rechtsberatungskommission des VSUZH, weiter. Sie unterstützt Studierende, die in einer juristischen Klemme stecken.

Ehrenamtliches Engagement

Die ReBeKo versteht sich als niederschwellige Rechtsberatung. Seit Jahren bietet sie den Studierenden schon unabhängige Hilfe an, letztes Jahr wurde sie in den VSUZH integriert. Sie öffnet ihre Türen dreimal pro Woche am späteren Nachmittag und bietet allen Studierenden der Uni und ETH ohne Terminvereinbarung Beratung in rechtlichen Angelegenheiten.

Findet man sich zur Sprechzeit an der Rämistrasse 62 ein, wird man von einem Bachelor- und einer Masterstudierenden kostenlos beraten. Sie studieren Jus und arbeiten ehrenamtlich. Elias Ritzi, Präsident der ReBeKo und Jus-Student im Bachelor, erklärt den doppelten Nutzen der Beratungen: «Die Studis können das im Studium erlernte Wissen ihren Kommilitoninnen und Kommilitonen zur Verfügung stellen und dabei selbst wichtige Erfahrungen sammeln.» Dass diese Art der Beratung dem schmalen Studi-Budget am besten entspricht, versteht sich von selbst.

Studiensausschluss verhindert

Die Probleme, mit denen die Studierenden an die ReBeKo gelangen, sind vielfältig. Da waren zum Beispiel die Studierenden, die in ihrer Assessmentstufe kurz vor dem Studiensausschluss standen. Sie bekamen von ihrer Fakultät eine Verfügung, in

der geschrieben stand, dass sie aufgrund aufgebrauchter Anzahl von Fehlversuchen vom Studium ausgeschlossen würden. Die ReBeKo konnte aber feststellen, dass sich die Fakultät in zwei Punkten nicht an ihr eigenes Reglement gehalten hatte: So hatte sie ärztliche Atteste ignoriert, die das Fernbleiben von der Prüfung entschuldigten. Und sie hatte das in der Studienordnung festgehaltene Recht eines zweiten Prüfungsversuches nicht gewährt.

«In diesem Fall legten wir den Studierenden nahe, ein gerichtliches Verfahren anzustrengen, da wir die Erfolgsaussichten für einen positiven Ausgang des Prozesses als gut erachteten», erzählt Ritzi. Die ReBeKo sollte mit ihrer Einschätzung richtig liegen: Die Studierenden gewannen den Prozess gegen die Fakultät und konnten weiterstudieren.

Ein Gewinn für alle

Die ReBeKo befasst sich aber auch mit kleineren Fällen, wie Ritzi weiter ausführt: «Glücklicherweise sind die Dimensionen der rechtlichen Probleme nicht immer so gross wie bei einem drohenden Ausschluss aus dem Studium.» Nach über 140 bearbeiteten Fällen zeigt sich, dass mehr als ein Drittel davon das universitäre Umfeld betreffen. «Oft beraten wir Studierende, wenn zum Beispiel eine Frist verpasst worden ist.» Aber auch mit schwereren Strafdelikten mit Betäubungsmitteln hätten sie es bereits zu tun gehabt oder Start-Ups bei der Wahl ihrer Rechtsform unterstützt.

Meistens, so Ritzi, sei es für die studentische Klientel nicht notwendig, wegen solch verhältnismässig kleiner Fälle eine teure Anwältin einzuschalten. So ist die Rechtsberatung von und für Studis ein Gewinn für alle. ♦

Zentrales Bücherregal

Die ZB hat einen Teil ihres Bestandes ausgelagert.

Laura Cassani

Die Zentralbibliothek (ZB) platzt aus allen Nähten. In Zürich ist nicht genug Platz für den gesamten Bestand der Bibliothek, der wächst und wächst. Seit Anfang 2016 lagert deshalb ein Grossteil der gedruckten Zeitschriftenbestände der ZB in der Speicherbibliothek in Büron im Kanton Luzern.

Zusammen mit vier anderen Deutschschweizer Bibliotheken hat die ZB hier einen Hightech-Neubau erstellt, in dem die Bücher und Zeitschriften sachgerecht konserviert und effizient gelagert werden können. Platz gespart wird vor allem damit, dass die Bestände zusammengeführt werden: Verfügt früher alle beteiligten Bibliotheken über ein eigenes Exemplar einer Zeitschrift, wird nun in der Speicherbibliothek nur noch ein einziges behalten. Die Bewirtschaftung ist zudem kostensparend: Eine Bibliothekarin und einige wenige logistische Mitarbeitende kümmern sich um einen Bestand von Millionen von Büchern und Zeitschriften – der Grossteil der Arbeit wird von Robotern erledigt.

Für die Benutzerinnen und Benutzer ändert sich auf den ersten Blick wenig: Die Bestände tauchen im Rechercheportal weiterhin auf, obwohl sie jetzt in Büron sind. Zeitschriften können jedoch nicht mehr ausgeliehen werden; zu gross wäre die Gefahr, dass die Unikate abhanden kämen. Artikelkopien können aber zum national vereinheitlichten Tarif von 5 Franken pro 20 Seiten bestellt werden. Forschende, die Einsicht in ganze Zeitschriftenjahrgänge benötigen, erhalten diesen vor Ort: Auf Voranmeldung werden die gewünschten Bände kostenlos bereitgestellt und können ab fotografiert werden. ♦



Die ZS ist nach Büron gereist. Einen Einblick in die Speicherbibliothek gibt's auf www.zs-online.ch

Immer mehr fremdes Geld

Die Universität Zürich setzt zunehmend auf Drittmittel. Bringt das die Freiheit von Forschung und Lehre in Gefahr?

Frederik von Gerlach (Text) und Laura Cassani (Grafik)

In den letzten Jahren ist der Anteil von Drittmitteln im Budget der Universität Zürich kontinuierlich gestiegen. Belief sich ihr Betrag 2010 noch auf 202.4 Millionen, waren es letztes Jahr bereits 303.6 Millionen Franken. Das entspricht rund 22 Prozent des universitären Budgets. Und mehr als ein Drittel der externen Gelder stammt von privaten Stiftungen und aus der Privatwirtschaft.

Angesichts ihrer grossen Bedeutung stellt sich die Frage, wie sehr die Drittmittel der Freiheit von Forschung und Lehre in die Quere kommen.

Mehr Transparenz

Die Unabhängigkeit der Forschung ist laut Bernhard Joehr, Leiter des Drittmittelmanagements an der Universität Zürich, das oberste Gebot: «Um das sicherzustellen, müssen beispielsweise sämtliche Rechtsgrundlagen ab einem

Gesamtwert von über 10'000 Franken schriftlich abgeschlossen und vor Unterzeichnung geprüft werden.»

In jüngster Zeit erregten allerdings Geheimverträge die Gemüter, welche die Unabhängigkeit der Forschung tangierten. Der deutsche Pharmakonzern Merck Serono zahlte der ETH Lausanne beispielsweise 12.5 Millionen Franken für drei Lehrstühle und erkaufte sich angeblich das Recht, Vorbehalte gegen wissenschaftliche Arbeiten anbringen zu dürfen.

Die Forderung nach mehr Transparenz wurde in der Folge immer lauter. So laut, dass UZH-Rektor Michael Hengartner in der SRF-Rundschau einräumen musste, dass in Bezug auf die Transparenz von solchen Verträgen bei Schweizer Universitäten klarer Handlungsbedarf bestehe. Auch die Universität Zürich hatte 2012 einen Vertrag mit der UBS von über 100 Millionen Franken erst im Nachhinein

veröffentlicht. Hengartner gelobte Besserung. Trotzdem besteht immer noch viel Spielraum für die Hochschulen. Gemäss der Fundraising-Verordnung der UZH ist es Geldgebenden zum Beispiel nach wie vor möglich, anonym zu bleiben.

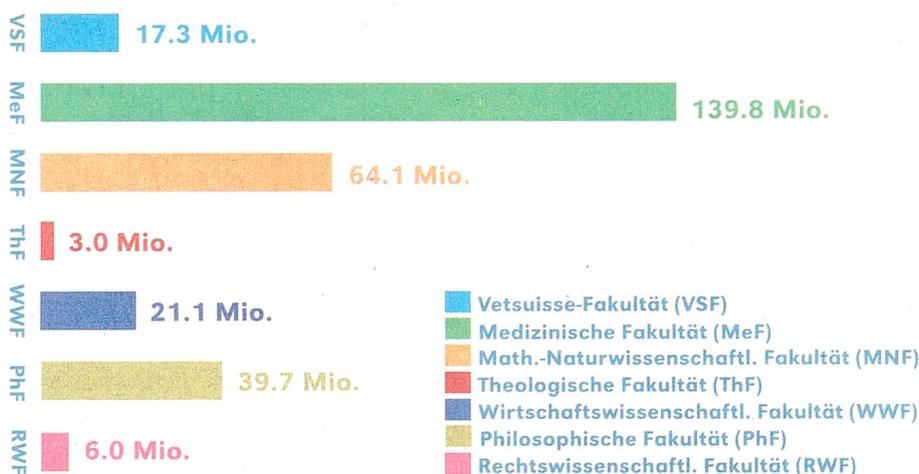
Strikte Trennung

Durch das Sparpaket, welches jüngst von der Zürcher Kantonsregierung beschlossen wurde, muss die Universität Zürich jährlich vier Millionen Franken sparen (ZS #4/16). Joehr betont aber, dass die universitäre Rechnung strikt von der Drittmittelrechnung getrennt werde. Die Drittmittel seien generell als blosse Zusatzmittel zum Budget der Universität zu sehen. «So ermöglichen sie der Universität eine zusätzliche Profilierung. Und weil neue Erkenntnisse aus drittmittel-finanzierten Forschungsprojekten systematisch in die Lehre einfliessen, profitiert diese unmittelbar davon», meint Joehr. Aus diesem Grund würden Drittmittel auch vermehrt forciert.

Joehr bestreitet zwar, dass die über die Fakultäten ungleich verteilten Drittmittelbeträge zu asymmetrischem Wachstum führen. Trotzdem fällt auf, dass in naturwissenschaftliche Fächer sehr viel mehr Gelder fliessen als in sozial- und geisteswissenschaftliche. So nahm die Medizinische Fakultät im Jahr 2015 beispielsweise 139.8 Millionen Franken durch Drittmittel ein. Im Vergleich dazu erhielt die Philosophische Fakultät mickrige 39.7 Millionen Franken.

Es steht ausser Frage, dass Drittmittel ihre Berechtigung haben, denn sie stärken die finanzielle Position der Universität, was letztlich der Forschung zugutekommt. Dass die Öffentlichkeit erfährt, woher die Gelder kommen und wohin sie fliessen, sollte hingegen zur Selbstverständlichkeit werden. ♦

Drittmittelerträge nach Fakultät (2015), in CHF





MICHAEL, TRAINEE PERSONAL AUS WEINFELDEN

ICH WILL MICH ENTFALTEN.

WIR WACHSEN

ÜBER UNS HINAUS.

Lidl lohnt sich – auch für unsere Mitarbeitenden: Angefangen bei einem tollen Team und viel Raum für Ideen bis hin zu einmaligen Weiterbildungsangeboten und besten Aufstiegsmöglichkeiten bietet Lidl vielfältige Möglichkeiten für gemeinsames Wachstum.

Karrierechancen auf karriere.lidl.ch





Der Spaghettitopf ist so gross wie ein Ein-Personen-Whirlpool.

Mit der grossen Kelle angerührt

Wie schafft es die Mensa, günstige Menüs zu produzieren? Und wie sieht es hinter dem Loch aus, in dem die Tablettts verschwinden?

Simon Leuthold,
Michael Kuratli (Text)
und Sina Jenny (Bild)

Es ist zwölf Uhr, kurz nach Semesterbeginn, und die hungrigen Studierenden reihen sich bis weit vor die Schiebetüren. High Noon in der oberen und unteren Mensa im Zentrum. «Mit Gemüse?», fragt die Dame der Essensausgabe, während der Broccoli schon auf dem Teller landet. Jeden Tag, Montag bis Freitag, das ganze Semester über, wechseln wir die gleichen zwei, drei abgehackten Sätze mit dem Servicepersonal der Mensaküche: «Ja, mit Gemüse. Danke! Ja, mit Legi. Danke!»

Trotz des grossen Andrangs herrscht in der Küche weder Chaos noch Gehetze. Die grosse Arbeit ist zur Mittagszeit bereits abgeschlossen. Den ganzen Vormittag lang war vorbereitet worden. Seit elf Uhr wird das Mittagessen ausgegeben. In der Küche wird jetzt nur noch dafür gesorgt, dass bei Bedarf gleich nachgereicht werden kann. Rollwagen mit Edelstahlwannen, in denen Nachschub für die Menüs liegt, stehen vor grossen Kombi-Öfen bereit.

Im Hintergrund ist bereits die Produktion für den nächsten Tag angelaufen. Die Menüs werden dabei nicht in herkömmlichen Pfannen auf einem Herd zubereitet. Vielmehr sind die Kochstellen Wannen mit Deckel. Sie werden direkt auf bis zu 350 Grad erhitzt, und in einer davon lassen sich bequem mehrere Kilo Hackfleisch auf einmal anbraten. Überhaupt ist in dieser Küche alles überdimensio-

niert: Hier haben Kellen die Grösse von Paddeln. Der Kochtopf, in dem Spaghetti abgeschreckt werden, könnte problemlos auch als Ein-Personen-Whirlpool durchgehen.

Am Schluss des grossen Mittagsservices werden an diesem Tag allein für das Menü 1 über 1'300 Schnitzel mit 300 Kilogramm Teigwaren als Beilage über den Tresen gegangen sein. Das entspricht etwa einem Drittel der 4'000 Mahlzeiten, die an einem Spitzentag verkauft werden.

(Fast) nicht subventioniert

Dass diese riesigen Mengen an Mahlzeiten produziert werden, dafür ist Stefan Zack, Küchenchef der Mensa Zentrum, verantwortlich. Ihm obliegt neben der Leitung der Küche auch die ganze Menüplanung. Dabei sei oft Spontanität gefragt. Bei unserem Besuch an einem Dienstag etwa steht der Plan für die folgende Woche noch nicht fest. «Nur so bin ich in der Lage, auf kurzfristige, günstige Angebote von Lieferanten einzugehen», meint Zack.

Die Preispolitik der Uni-Mensen zwingt die Menüplanung in ein enges Korsett – bei 5 Franken 40 pro Menü kann Zack nicht wählerisch sein. Er muss aber trotzdem gute Qualität liefern und ausserdem die Vorgaben des Mutterbetriebs ZFV berücksichtigen. Etwa, dass nur Schweizer Poulet verarbeitet werden darf. Das schlägt sich im Preis nieder. Manchmal ist ein Menü teurer, mal ein Schnäppchen. Spätestens am Ende des Monats muss die Rechnung laut Zack aber zwingend aufgehen: «Sonst riskiere ich hier meinen Job».

Hinter den Küchen der Uni-Mensen steht ein Grossunternehmen mit schweizweit gut 2'500 Angestellten. 52 von ihnen bewirtschaften die beiden Mensen, den Rondell-Kiosk, die Cafeteria im Lichthof sowie die vegane Cafeteria «Rämi 59». An die heimelige Vergangenheit als «Zürcher Frauenverein», der früher günstige, alkoholfreie Restaurants in der Stadt betrieb, erinnern nur noch die drei Buchstaben, die den Firmennamen ausmachen: ZFV. Das Unternehmen erwirtschaftet als Dienstleister für die Uni am Ende des Jahres sogar einen kleinen Gewinn. Als besonders lukrativ erweisen sich Cateringaufträge für Drittkunden, die nicht zur Universität gehören: Beliefert werden Privat- und Grossanlässe, auch ausserhalb

des Kantons. Christian Steinmetz, der Betriebsleiter am Zentrum, betont aber, dass ausschliesslich mündliche Propaganda für diese Anfragen verantwortlich sei. Auf aktive Werbung wird verzichtet, weil man sich im Gastrosektor nicht zu sehr etablieren will. Die Uni-Mensen des ZFV nehmen dort sowieso schon eine Sonderposition ein. Wie die Medienstelle der Uni auf Anfrage mitteilt, muss der ZFV hier keine Miete zahlen. Räume und Geräte werden von der Uni gestellt – und damit von der öffentlichen Hand mitfinanziert. So erklärt sich auch der unschlagbar günstige Preis der Gerichte.

Hitziger Abwasch

«Küche? Bitte noch Gemüse Menü 1», tönt es aus einem Lautsprecher in der Wand. Während einer der Köche prompt antwortet, schliesst Steinmetz vorne sein Kassenterminal ab. Es ist 13 Uhr. Der grosse Ansturm ist vorbei, man braucht den Chef an der Front nicht mehr. Doch bereits hat sich eine neue Warteschlange

gebildet, diesmal beim Förderband für die Geschirrrückgabe. Die leergegessenen Teller gelangen über einen Lift aus der oberen Mensa nach unten in die Abwaschküche; ein enger, heisser Raum. Am Ende der Förderbänder stehen Angestellte und sortieren das dreckige Geschirr und verräumen das Gewaschene: Dies sind die härtesten Jobs in der Grossküche. Basilio Castrovinci, der für diesen Bereich verantwortlich ist, nimmt die stressige Arbeit in der Hitze pragmatisch hin: «Im Winter ist es schön warm hier.» Viele hier sprechen gebrochen Deutsch, sind zum Teil noch nicht lange in der Schweiz. Die Abwaschküche sei oft der Einstieg in den Betrieb, doch wer Ambitionen habe, könne auch weiter aufsteigen, sagt Betriebsleiter Steinmetz. Zeit, um Sprachfähigkeiten zu trainieren, bietet sich in der Abwaschküche allerdings wenig. Endlos strömen die Tablett herein, in den engen Raum, der fast vollständig von der gigantischen Spülmaschine eingenommen wird. Das Band in diesem Koloss nimmt alles auf,

was die Arbeiter draufladen: Teller, Tablett, Schalen, Gläser, Edelstahlwannen und Aschenbecher. Alles kommt nach kurzer Zeit am anderen Ende des Tunnels blitzblank wieder zum Vorschein.

Stress ist an diesem Arbeitsort Alltag. Problematisch wird es dann, wenn der Lift oder die Waschstrasse plötzlich ausfallen. «Dann herrscht natürlich Krieg. Es dauert keine fünf Minuten, bis die Studierenden ihre Tablett einfach auf den Boden stellen und gehen», sagt Steinmetz. In solchen Fällen gelte es, schnell zu reagieren und Abräumwagen bereitzustellen. Schnell türmt sich das Geschirr auch in der Abwaschküche bis unter die Decke. Der zusätzliche Stress lässt Castrovinci an seinem heissen Arbeitsplatz aber kalt. Er tue, was getan werden müsse. Damit die Studierenden von Neuem ihre Menüs aus den frisch gewaschenen Tellern essen können. Mit oder ohne Gemüse. ◊



Wie es hinter dem Tablettloch aussieht: Das exklusive Video auf www.zs-online.ch

Eingebildet



KS
16

Sexy Körper, sexy Köpfchen — Wer glaubt, an der Universität zählten die inneren Werte, liegt falsch. Die Zeiten der dickbäuchigen Professoren und der hässlichen Dozenten sind vorbei. Hochrangige Publikationen und argumentative Schlagkraft sind zwar schön und gut – aber wer seine Intelligenz nicht vermarkten kann, wird untergehen. Deshalb gilt das Motto: Lieber schön und halbschlau als hässlich und genial.

Ich mag nicht die hellste Birne im Vorlesungssaal sein, aber ich kann jeden HR-Verantwortlichen davon überzeugen, dass ich die Richtige für den Job bin; und jede Professorin glauben machen, dass ich den Sechser verdiene. Warum? Weil mein Körper Disziplin und Ausdauer ausstrahlt. Ich quäle mich mit Planks, Squats und HIIT. Ich bin ein Mensch mit Roboterqualitäten. Ich wickle die Leute um den Finger, weil sie glauben, dass in meinem gestählten Körper ein ebenso gestählter Geist stecken muss. Manche Mitstudierende beschimpfen mich für meinen Körperkult als oberflächlich, opportunistisch und anti-akademisch. Diese verkrustete Haltung verstehe ich nicht. Sind denn nur kettenrauchende, unsportliche Sartre-Kenner «richtige» Intellektuelle? Ist es denn besser, als arbeitslose Hochgebildete zu enden?

Von mir aus können diese naiven Studierenden weiterhin glauben, dass die Universität nicht genau so neoliberal funktioniere wie eine Grossbank. UZH loves UBS, Baby! Ich lasse mich nicht beirren – schwitze weiterhin im ASVZ, setze auf Clean Eating und kaufe teure Kleider. Ich glaube an harder, better, faster, stronger. Und das solltest du auch!



Das Bologna Babe (22) ist produktiv, trainiert und schön. Hier sammelt sie Extracurricular Activities für ihren CV.

Zürcher Studierendenzzeitung
94. Jahrgang
Ausgabe # 5/16
www.zs-online.ch

Verlag
Medienverein ZS
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto:
IBAN: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Geschäftsleitung
redaktion@medienverein.ch

Inserate
Zentralstelle der Studentenschaft der Universität Zürich, Campusbüro, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
044 634 25 59
info@campusbuero.ch

Inserateschluss # 6/16: 18.11.2016

Druck
Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage
31'197 (WEMF 2015), 35'000 (Druckauflage)
Die ZS – Zürcher Studierendenzzeitung – erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Studierenden der Universität Zürich sowie an einen Teil der ETH-Studierenden verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich. Die ZS wird von Studierenden produziert, sie ist von der Uni unabhängig und finanziert sich fast ausschliesslich durch Inserate.

Redaktionsadresse
Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch
Redaktionsschluss # 6/16: 20.11.2016

Redaktion
Oliver Camenzind, Laura Cassani, Severin Frohofer, Reto Heimann, Nina Kunz, Michael Kuratli, Juliana Maric, Basil Noser, Dominique Zeier

Fotoedaktion
Karina Gander

redaktion@medienverein.ch

Mitarbeit
Henrike Beckmann, Noemi Ehrat [ehr], Adelina Gashi, Flora Hausammann [fha], Michelle Huber, Valérie Jost, Simon Leuthold, Patrick Robinson, Frederik von Gerlach, Marie von Seeler, Mariela Vonlanthen [von]

Bilder und Illustrationen
Henrike Beckmann, Laura Cassani, Adelina Gashi, Gian Heimann, Sina Jenny, Simon Leuthold, Hannah Schroe, Marco Rosasco, Kevin Solioz

Lektorat
Sandra Ujpétery (www.auftragskillerin.ch)

Produktionssong # 5/16
Die Sterne – Nüchtern





Camenzind

Listerine und Co.

Gesundheit! — Mundwasser ist gut und tut gut. Warum also nicht, statt das Zeug immer auszuspeien, damit mal anprosten? Auf Eis und mit Cola sowie einem Zitronenschnitt versetzt. Fernet-Branca ist der wohlklingende Name eines italienischen Digestifs, der dieses Vergnügen ziemlich realitätsnah möglich macht und hiermit allen wärmstens empfohlen sei. Denn: Was schmeckt wie Mundwasser, kann nicht weniger gut sein und tun.



Cassani

Tschüss, Alice!

Zeitschrift — Die perfekte Mischung aus Feminismus und Popkultur landet viermal jährlich bei mir im Briefkasten. Lieber lasse ich mir nämlich von ein paar coolen, jungen Berlinerinnen erzählen, was sich nach den Übergriffen in Köln für Women of Color in Deutschland verändert hat, als von Alice Schwarzer erklärt zu bekommen, wieso Musliminnen keine Kopftücher tragen dürfen. Dazu ein paar Musiktipps, viel Sexpositivismus und selbstverständliche Queerness. Voilà: Missy Magazine!

www.missy-magazine.de



Heimann

Magie

Nachtzug — Manchmal komme ich abends am HB vorbei, wenn auf Gleis 9 der Nachtzug nach Belgrad steht. An schlechten Tagen bin ich versucht einzusteigen. Ufu dervo. Den Kondukteur zu überzeugen, mich trotz fehlendem Billett mitfahren zu lassen. Mich notfalls vor ihm im Velowagen zu verstecken. Dort irgendwann einzuschlafen und in einer anderen Stadt aufzuwachen. Viel näher kommt man der Magie wohl nicht in diesem Leben.

Nachtzug nach Belgrad, täglich 20:40 ab Zürich HB, Gleis 9



Zeier

Gruseln

Brettspiel — Halloween steht vor der Tür. Wie wäre es dieses Jahr mit einem Spuk der etwas anderen Art? Gruseln geht nämlich auch in Brettspiel-Form. In «Mansions of Madness» verschrägt es die Spielerinnen und Spieler in ein abgelegenes Gruselhaus, in welchem sie einen Fall zu lösen haben. Das Besondere dabei? Das Spiel wird durch eine App unterstützt, welche die Spielenden durch die Räume führt und die Begegnungen mit Monstern und anderen Bewohnern des Hauses moderiert. Für eine etwas andere Halloween-Erfahrung ein Must!



Kuratli

Zen im Feriendorf

Oase — Nachdem man die halbe Stunde von Mercoscia den Berg hochgewandert ist, nimmt einem die Aussicht auf den Lago Maggiore noch den letzten Schnauf. Doch schon wird man mit Tee begrüsst – im Campo Cortoi, einem Maiensäss-Feriendorf auf 1000 Meter über Meer. Sofort fällt der Stress der «Parterreschweiz» von einem ab. Und an der Filmnacht, an der ausgelassenen Castagna, während einer ayurvedischen Massage oder beim Streifen durch die endlosen Birkenwälder findet man dann spätestens wieder sein Zen.

www.campocortoi.ch



Frohofer

Heisse Luft

Wärme — Die Nächte werden länger, die Temperaturen fallen, der Stresspegel steigt – im Winter die Masterarbeit zu schreiben, ist wahrlich kein Zuckerschlecken. In solch schwierigen Zeiten steigert sich mein Bedürfnis nach Wärme. Und das stille ich mit meinem Elektro-Öfeli. Der kleine Heizlüfter lässt mir die warme Luft wohligh um die Schenkel streichen, und der monotone Klang seines nimmermüden Propellers beruhigt mich selbst in den dunkelsten Momenten. Öfeli is love, Öfeli is life.



Noser

Unter der Gürtellinie

Design — «Bruno, gib mir noch ein Wort!» – «Wie, ein Wort?» – «Ja irgend' ein Wort halt.» – «High-Speed» – «Ou ja, das ist ein lässiges Wort, das nehm ich.» – «Wofür denn, Heinz?» – «Weisst du, ich designe gerade die neue Männer-Unterhosenkollektion. Und so ein Wort auf dem Saum, das kommt schaurig gut an.»

Lieber Heinz von der Coop Naturaplan Kleiderabteilung. Mir passen deine neuen Unterhosen ganz gut. Aber Worte sind da, um etwas zu sagen. Nicht als Deko, oke?



Marić

Nie erwachsen werden

Idee — Die rosarote Brille war weg, und mir wurde alles klar. Ich sah die Welt ungeschminkt. Sie war hässlicher und hoffnungsloser, als ich dachte. Jetzt will ich sein wie Peter Pan und Pippi Langstrumpf. Durch die Nacht fliegen, mit Äffchen und Pferd in einer Villa leben, das stärkste Mädchen der Welt sein, aber vor allem nie erwachsen werden. Ich will furchtlos sein und unbeschwert. Lasst uns alle voller Güte und für immer Kinder bleiben! Vielleicht gibt es dann noch Hoffnung auf eine schönere Welt.



Kunz

Kulinarische Schätzchen

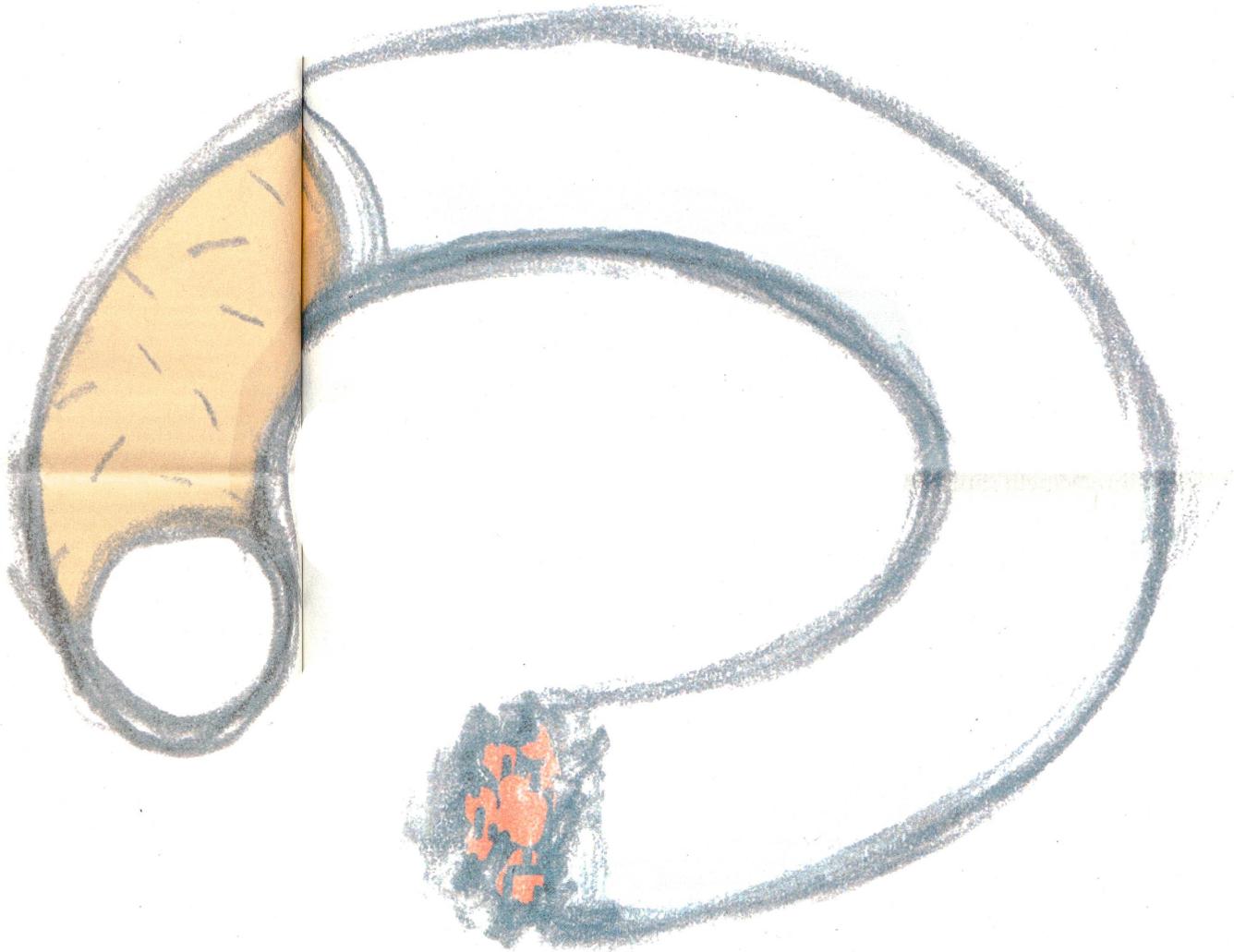
Restaurant — «Yalla Habibi» heisst auf Arabisch, glaube ich, etwa so viel wie «Gehen wir, Schätzchen». Das ist aber auch der Name eines libanesischen Restaurants und Take-Away bei der Tramstation Lochergut. Gerade haben die Betreiber auch das Nebenlokal annektiert, sehr zur Freude aller Falafel-Fanatikerinnen, Labneh-Liebhaber, Shawarma-Sünder und Mezze-Musen. So, jetzt fallen mir keine weiteren Alliterationen ein. Geht einfach hin, das Essen ist grossartig.

Spritzen, Jetons, Alkohol

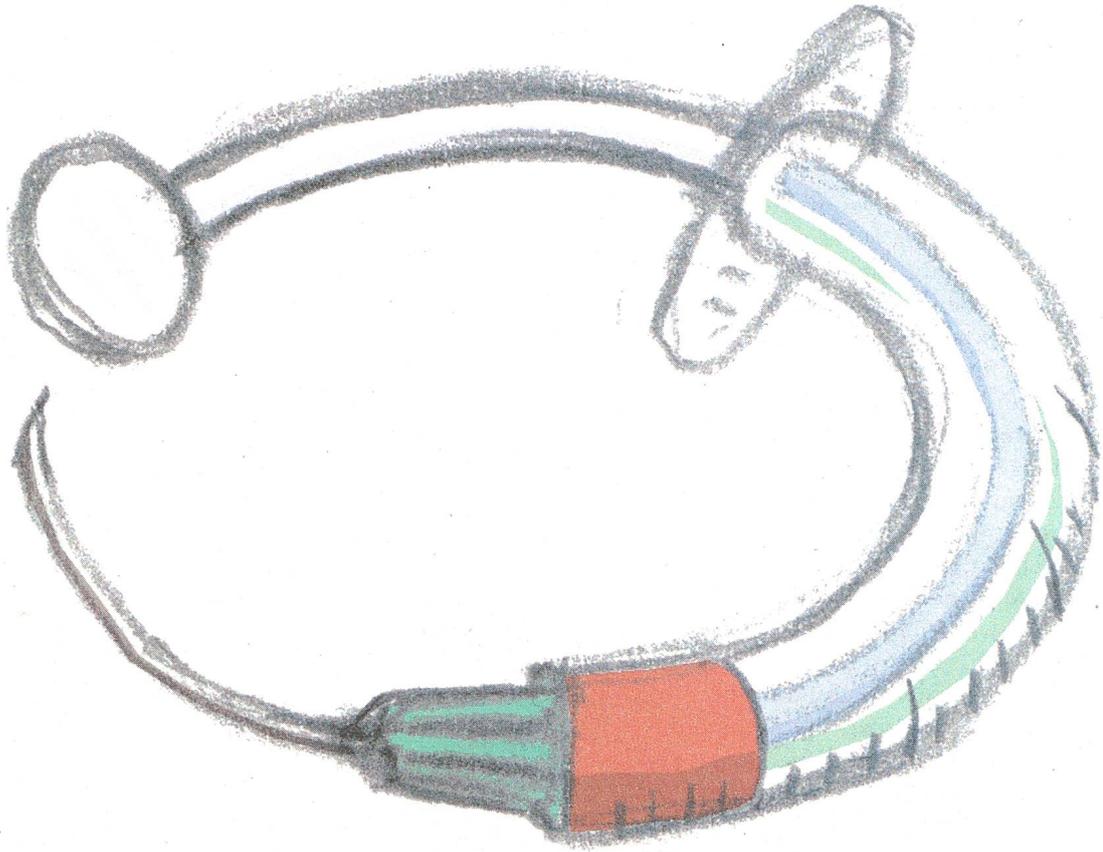
Ganz normal — «Du bist so ein Süchtli!», klingt es aus einer Ecke des Trams hervor. Was für ein Drama sich dort wohl abspielt? Ein Alkoholiker, der nicht von der Flasche lassen kann? Eine Kokainsüchtige, die nach dem weissen Pulver lechzt? Nein. Gemeint ist bloss der Kollege, der schon wieder am Handy hängt.

Eine «Sucht» wird einem heutzutage schneller nachgesagt, als man das Wort «Entzugsklinik» sagen kann. Oft ist damit aber schlicht gemeint, dass die «Süchtigen» eine besondere Vorliebe oder Leidenschaft für das Objekt ihrer «Sucht» aufzeigen. Aber, was bedeutet das, wenn man als «krank» bezeichnet wird, sobald man sich für etwas leidenschaftlich zeigt? Und was heisst es tatsächlich, in der heutigen Gesellschaft süchtig zu sein? Wie wirkt sich beispielsweise eine Heroinsucht auf den Studienalltag aus? Kann man einen Arbeitswütigen, der zehn Stunden am Tag im Büro und anschliessend zwei Stunden im Fitnessstudio verbringt, süchtig nennen? Gibt es Süchte, die gesellschaftlich akzeptiert sind? Und was sagt die Zulassung bzw. das Verbot von gewissen Suchtmitteln über eine Gesellschaft als Ganzes aus?

Das sind die Fragen, die wir uns stellen sollten, und nicht, ob wir uns Sorgen darüber machen müssen, dass unser Kollege bereits die dritte Tasse Kaffee trinkt.



Dominique Zeier (Text) Kevin Solioz (Illustration)



Studieren auf Heroin

Sie ist jung, sie geht an die Uni, sie arbeitet. Und sie konsumiert täglich harte Drogen. Wie geht das?

Basil Noser (Text)
und Kevin Solioz (Illustration)

Die Vorlesung ging vor einer Viertelstunde zu Ende, und Chiara* hat die Nadel bereits im Arm. Zehn Milligramm flüssiges, durchsichtiges Heroin. Sie sticht sich mit der braunen, der feinsten aller Nadeln in die Ellenbeuge. Durch leichtes Zurückziehen des Spritzenstempels tritt ein Schwall dunkelrotes Blut in die Spritze. Der Beweis, dass die Kanüle am richtigen Ort sitzt. Im Gegensatz zu den meisten Anderen im Raum sind Chiaras Venen noch gut, sie trifft praktisch immer.

Chiara steht kurz vor dem Abschluss ihres anspruchsvollen Studiums. Eine ganz unspektakuläre Studentin, wie sich die Zürcherin selber beschreibt: Neben dem Studium arbeitet sie im Büro, und nachdem sie abends zu ihrem Freund in die gemeinsame Wohnung gekommen ist, geht sie oft nochmals raus um zu joggen. Fehlt noch ein Labrador, und das Klischee der gewöhnlichen Mittelstandsbürgerin wäre perfekt.

Doch auf dem Weg zwischen Arbeit und Zuhause verbirgt sich ein Geheimnis, das die idyllische Szenerie durcheinanderbringt. Jeden Tag besucht Chiara ein Zentrum für Suchtmedizin. Sie ist in einem Substitutionsprogramm, das ihr erlaubt, täglich kontrolliert Heroin zu beziehen. Sie ist heroinabhängig seit sie 15 Jahre alt ist. Ein Geheimnis, von dem sie ausser ihrer Familie und ihrem Freund noch niemandem erzählt hat.

Ein anderes Leben

Begonnen hat alles im Gymnasium. «Mit Kiffen, Alkohol und Partydrogen fing ich an, als ich 14 Jahre alt war. Ecstasy während der Schule ging ganz gut, doch als ein Jahr später Heroin und Kokain hinzukamen, ging es abwärts», meint Chiara unaufgeregt. Sie flog von der Schule, verlor ihre Freundinnen und Freunde, und ihr Alltag bestand bald nur noch daraus, Geld und Stoff zu besorgen. «Wenn man für seine Sucht jeden Tag etliche hundert Franken auf-treiben muss, gibt es keine Zeit für Anderes mehr.»

Wenn Chiara dies erzählt, hat man das Gefühl, sie spreche von einem anderen Menschen. Berichtet sie von ihrer Vergangenheit, holt sie nicht weit aus. «Schwierig» und «unangenehm» sind Adjektive, die sie im Zusammenhang mit ihrem früheren Leben oft verwendet. Chiaras damalige Zeit ist schwer vorstellbar. Es scheint, als hätte sie die Geschichten weit weg von sich vergraben können und ist nun froh, nicht mehr darin wühlen zu müssen.

Heute führt Chiara nämlich ein ganz anderes Leben. Vor drei Jahren hat sie aufgehört zu rauchen, allen anderen Substanzen hatte sie schon viel früher den Rücken gekehrt. Ausser dem Heroin. Doch dieses beeinträchtigt ihren Alltag nicht mehr, abgesehen davon, dass sie einmal täglich etwa zehn Minuten für ihren Konsum einberechnen muss. Auch in Gedanken ist Chiara kaum mehr beim Heroin. Sollte sie es mal nicht mehr zur

Abgabestelle schaffen, kann sie auf Methadontabletten zurückgreifen, um nicht auf den Entzug zu kommen. «Heute ist Heroin für mich wie ein Medikament, das ich täglich einnehmen muss. Einen

Rausch spüre ich schon lange nicht mehr, es macht mich bloss etwas müde.»

Die Droge hat eine kurz anhaltende und kaum wahrnehmbare Wirkung. Nach dem Schuss im Injektionsraum diskutiert Chiara mit anderen Bezugern weiter wie bisher, auffallen tun nur ihre schwer gewordenen Lider, das zeitlupenhafte Blinzeln. Spätestens nach einer Stunde sind auch die Augen wieder wach.

Das Versteckspiel

Aus Angst, dass man ihr trotzdem etwas anmerken könnte, geht Chiara nach dem Spritzen nicht mehr in Vorlesungen oder zur Arbeit. Zu unberechenbar sind die Folgen, die eintreten, würde sie dort auffliegen.

Das Versteckspiel ist das einzige, was ihre Sucht noch wirklich zur Last macht. «Ich habe ständig Angst, dass mich jemand sehen könnte, wenn ich aus dem Programm komme. Wenn mich im Tram oder

auf der Strasse eine andere Konsumentin anspricht, muss ich sie immer sofort abblocken oder ignorieren, um mich nicht zu outen.» Wäre das Heroin legal und anerkannt in der Gesellschaft, so könnte Chiara zu ihrer Sucht stehen, ohne um ihre Arbeit und ihr soziales Umfeld fürchten zu müssen.

Doch ein weiterer Aspekt hindert sie daran, reinen Tisch zu machen. «Es gibt keinen nachvollziehbaren Grund, weshalb ich mit Heroin begonnen habe», stellt sie etwas beschämt fest. «Wenn man sich selber so kaputt macht, dann erwarten die Leute immer, dass es einen vernünftigen Grund dafür gibt.»

Viele Abhängige haben eine schlimme Zeit hinter sich. Sie können erklären, dass sie eine traurige Kindheit gehabt haben, dass Heroin ein Trost für das erlebte Leid war. Chiara litt nicht. Ihre Eltern kümmerten sich fürsorglich um sie, sie war stets gut in der Schule und sportlich noch dazu. «Ich habe es nur gemacht, weil es cool war. Schon damals wusste jedes Kind, wie stark abhängig Heroin machen kann. Mir war das egal. Auch die etlichen Entzugstherapien haben bei mir nicht gefruchtet. Ich wollte nur rebellieren. Gegen meine Eltern, den Staat und alle, die das Gefühl hatten, sie wüssten, was das Beste für mich sei.»

Nicht wie zu Platzspitzzeiten

Dass sie heute ihr Leben wieder so gut im Griff hat, schreibt Chiara vor allem ihren Eltern und dem Substitutionsprogramm zu. Erstere investierten enorm viel, um sie von den Drogen wegzubringen. Dazu hat sie den Vorteil genossen, wieder ins Gymnasium einsteigen zu können und so doch noch Matur zu machen. «Viele der Leute, die zu Platzspitzzeiten aufgewachsen sind, haben nicht einmal einen Sekundarabschluss. Da ist es umso schwieriger, später den Einstieg in die Arbeitswelt zu schaffen. Zudem hatte ich Glück, gleich mit 18 in die Substitution eintreten zu können. Früher gab es das noch nicht. Wenn du zu lange auf der Gasse warst, ist der Zug irgendwann abgefahren», sagt Chiara.

In absehbarer Zeit will Chiara ganz von den Drogen wegkommen. Nicht, weil sie sich als Junky sieht. Sondern weil sie sich fürchtet, als Junky gesehen zu werden. Das ist sie aber mitnichten. Wie ein Diabetiker, der früher übermässig Zucker in sich hineinschüttete und heute sein Insulin braucht, ist Chiara wegen eines Jugendlasters noch heute auf ihr Heroin angewiesen. Das gleiche Schema, nur eine andere Substanz. Und mit der Substanz ein Geheimnis, das sie Job und Umfeld kosten könnte. ♦

* Name geändert

«Ich habe es nur gemacht, weil es cool war.»

Nur die schwer gewordenen Lider fallen auf

Trinken als sozialer Zwang

Unser Umgang mit Alkohol hat sich stark gewandelt. Was früher verboten war, ist heute erwünscht. Ein Essay über Prohibition, anonyme Alkoholiker und Abstinenz.

Oliver Camenzind (Text) und Kevin Solioz (Illustration)

Alkohol ist in sämtlichen Gesellschaftsschichten bei allen möglichen Gelegenheiten nicht nur geduldet, sondern geradezu erwünscht: Ein Aperitif ohne Weisswein ist ebenso schwer denkbar wie ein festliches Nachtessen ohne einen Digestif hinterher. Vom Nachtleben schon gar nicht zu reden, das ohne die entsprechenden Getränke – und andere einschlägige Rauschmittel – nicht stattfinden würde, oder jedenfalls nicht in gewohnter Manier. Kein Wunder also, wenn wir gemeinhin recht viel trinken. Vielleicht zu viel?

Die Frage nach dem richtigen Mass, das zeigt sich sogleich, ist keine leichte. Die Antwort hängt auch vom historischen Moment ab, in dem die Frage gestellt wird: Weil der Konsum von Alkohol zu verschiedenen Zeitpunkten in der Geschichte immer wieder anders bewertet wurde. Das zeigt, dass die Spannungen zwischen Genuss und Missbrauch weit komplexeren Mechanismen als blossen medizinischen Nennwerten unterworfen sind. Ja, es könnte geradezu behauptet werden, das Verhältnis zu Alkohol widerspiegeln den gesellschaftlichen Zeitgeist. Anders lassen sich die vielen Grenzverschiebungen der Vergangenheit nicht erklären – die Tatsache, dass das Verbot von Absinthe erst 2005 aufgehoben wurde, ist nur das jüngste Beispiel.

Prohibition und Abstinenz

Es liegt auf der Hand, dass unser freizügiger Umgang mit Alkohol auch traurige Folgen zeitigt. Nicht zufällig taten sich in den 1930er-Jahren Robert Smith und

William Wilson, beide der Alkoholsucht verfallen, zusammen, um gemeinsam die ersten Gruppen der Anonymen Alkoholiker (AA) zu gründen

und das Blaue Buch zu verfassen, das den Selbsthilfegruppen bis heute bei ihren Treffen als Leitfaden dient. Die AA wurden nämlich direkt nach dem Ende der Prohibition in den Vereinigten Staaten gegründet. In diesem umfassenden staatlichen Verbot von Pro-

duktion, Handel und sogar Transport von Getränken mit einem Alkoholgehalt von über 0.5 Volumenprozent hatten in den USA 1920 die Anstrengungen der Abstinenzbewegungen gegipfelt.

Dass die Prohibition während der dreizehn Jahre ihrer verfassungsrechtlichen Gültigkeit die Menschen nicht zum Besseren zu führen imstande war, beweist nebst den Hunderttausenden illegalen Pinten eben die Existenz der Anonymen Alkoholiker: Die Zahl der Alkoholtoten war zwar zurückgegangen. Doch kaum war das Verbot gefallen, erlebte die Produktion von Bier, Wein und Spirituosen einen richtiggehenden Boom. Die Sucht war nicht verschwunden.

Auch in der Schweiz gab es seit der vorletzten Jahrhundertwende Bestrebungen in Richtung Prohibition – bloss weniger erfolgreiche. Aus unterschiedlichsten Gründen engagierten sich frühe Frauenbünde, sozialistische Arbeitervereinigungen und sozialreformerische Denkerinnen und Denker für eine alkohol- und überhaupt drogenfreie Gesellschaft.

Alkohol-Abstinenz wurde in jenen frühen Tagen nicht selten auch mit dem Verzicht auf Fleisch verbunden: So erstaunt es nicht, dass das selbsternannte erste vegetarische Restaurant überhaupt, das von Ambrosius Hiltl geführte «Vegetarierheim und Abstinenz-Café», keinen Alkohol ausschenkte.

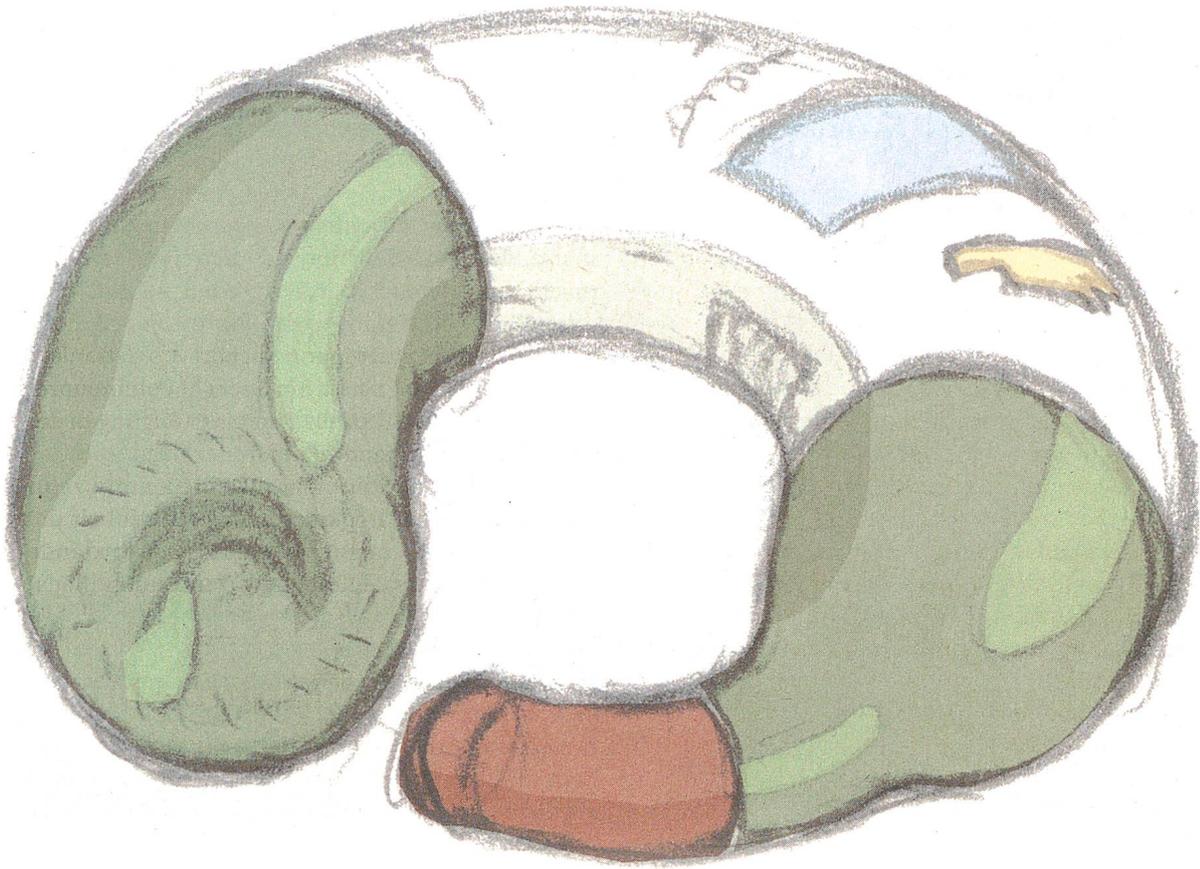
So rudimentär dieser historische Rückblick sein mag, er illustriert doch, wie schnell sich die moralische Bewertung von Alkohol verändern kann. Auch unsere heutigen Gewohnheiten könnten also morgen schon wieder andere sein.

Die Frage nach dem richtigen Mass

Aber zurück zur Frage nach dem richtigen Mass im Hier und Jetzt: Die Anonymen Alkoholiker betreiben hierzulande rund 170 von weltweit über 100'000 Gruppen. Von einer der grössten Selbsthilfeorganisationen überhaupt dürfte man sich eine Auskunft

Wer zum Softdrink greift, erntet mehr Spott als Zuspruch

Die Frage nach dem richtigen Mass ist keine leichte



über das richtige Mass durchaus erhoffen. Die Antworten bleiben aber vage: Im Blauen Buch wird Alkoholismus beschrieben als Krankheit, mit der die «Vernichtung» aller Dinge einhergehe, «die das Leben ausmachen».

Nun, diese zugespitzte Darstellung dürfte auf die Realität der meisten unter uns kaum zutreffen. Im Gegenteil: Alkohol macht locker und erleichtert damit manche Gesprächssituation. Dies verschönert das Leben und vernichtet es nicht.

Erstaunlich ist aber, wie rigide der heutige Umgang mit Alkohol geregelt wird, insbesondere in unserer ansonsten durch und durch liberalen und individualistischen Gesellschaft. Trinken ist zum sozialen Zwang geworden. Das Bundesamt für Gesundheit hat sich letztes Jahr in einer Publikation dazu genötigt gesehen, zu vermerken: «Es gibt Menschen, die trinken aus persönlichen, religiösen oder gesundheitlichen Gründen keinen Alkohol. Dies soll respektiert und unterstützt werden.»

Trotzdem trinken

Was banal klingt, kommt nicht von ungefähr, erntet doch mehr Spott als Zuspruch, wer zum Beispiel in gemütlicher Runde unter Freunden einen Softdrink

dem Bier vorzieht. Und schon stellt sich die Situation als eine verzwickte heraus: Will man dem Alkohol abschwören, sieht man sich vor eine paradoxe Wahl gestellt. Entweder kann man an der WG-Party oder dem Geburtstagsessen der nüchterne Sonderling sein, der in den Augen der Anderen am allgemeinen Spass keinen Anteil hat. Ja, gar schnell fühlen sich die Trinkenden in ihrer hedonistischen Lebensweise angegriffen von der vermeintlichen moralischen Überlegenheit des Gegenübers.

Oder man bleibt solcherlei Anlässen grundsätzlich fern und macht sich so ebenfalls zum Sonderling. Trotzdem trinken ist der einfachste Ausweg aus dem Dilemma. Man lässt sich am Ende doch zum dem überreden, von dem man eigentlich die Finger hätte lassen wollen. Denn eigentliches Suchtpotenzial hat nicht der Stoff an sich, sondern die soziale Teilhabe: Dazugehören ist heute die Hauptsache, nicht moralische, gesundheitliche oder ideologische Richtigkeit. Auch wenn es oft zu viel wird. ♦



Herr Eidenbenz spricht über Spielsucht.

«Wenn du Pech hast, gewinnst du»

Therapeut Franz Eidenbenz im Gespräch über Verhaltens Süchte und darüber, wieso Abstinenz nicht immer das Ziel sein kann.

Reto Heimann (Interview)
und Gian Heimann (Bild)

Wonach sind Sie süchtig, Herr Eidenbenz?

Es gibt sicherlich Dinge, die mich faszinieren und die ich sehr gerne mache: Unterwegs sein, mich viel bewegen, selbst fliegen. Diese Dinge begeistern mich derart, dass sie eine suchttähnliche Form annehmen können.

Was uns direkt zu einem Kernproblem führt: Jemand, der ein Hobby intensiv betreibt, viel Sport macht oder leidenschaftlich Serien schaut, wird schnell als süchtig abgestempelt. Wann reden Expertinnen und Experten von Sucht?

Der wesentliche Unterschied zwischen einem exzessiv betriebenen Hobby und einer Sucht besteht darin, dass letztere auch dann weiterhin exzessiv betrieben wird, wenn sie offensichtlich schädigende Auswirkungen hat. Diese können mannigfaltiger Art sein: Beeinträchtigung der Gesundheit, soziale Isolation oder emotionale Abhängigkeit. Daher ist Sucht aus Expertensicht auch zwingend problematisch.

Man hört viel vom sogenannten «Suchtpotenzial»: Was ist damit gemeint? Sind gewisse Menschen tatsächlich anfälliger auf Süchte als andere?

Man geht von drei Faktoren aus, die für eine Sucht ausschlaggebend sind: Erstens gibt es Substanzen oder Verhaltensweisen, die offensichtlich abhängiger machen als andere. Zweitens kommt es darauf an, was das Umfeld oder im weitesten Sinn die Gesellschaft als Sucht definiert. Schliesslich gibt es den Bereich, der im einzelnen Menschen selbst liegt, nämlich der persönliche Lebensstil, individuelle psychische Belastungen und die Schwierigkeit, Impulse kontrollieren zu können. Das Zusammenspiel der drei Bereiche entscheidet darüber, wie hoch eine Suchtgefährdung ist.

Sie haben die Gesellschaft als einen wichtigen Faktor für Suchtentstehung genannt. Welche Rückschlüsse auf die Gesellschaft lassen Süchte denn zu? Was als Sucht definiert wird und was nicht, variiert einerseits von Gesellschaft zu Gesellschaft. Andererseits verändert sich die Wahrnehmung von Sucht innerhalb einzelner Gesellschaften über die Zeit hinweg jeweils stark. Schlussendlich sagen Süchte also sehr viel über Werte und Normen der Gesellschaft aus. Sucht ist auch immer an Kultur gebunden. Im Wallis, wo viel Weinbau betrieben wird, ist man Alkoholkonsum gegenüber tendenziell offener als vielleicht im städtischen Industriequartier, wo dieser schnell mit Stress oder Elend in Verbindung gebracht wird. Tolerierte Süchte hingegen sind oft ritualisiert und bieten so einen Rahmen, den Konsum kontrolliert auszuleben.

Stichwort Ritual: Angenommen, ich kaufe mir je-

«Süchte sagen etwas über Werte aus»

den Tag nach der Uni als persönliches Ritual ein Comella. Wo ist der Unterschied zur Sucht?

Der Unterschied liegt darin, dass das tägliche Comella kaum negative Auswirkungen hat. Es kann sogar als Motivation gesehen werden, am nächsten Tag wieder an die Uni zu gehen. Selbst wenn es sich dabei nicht um ein Comella, sondern ein Bier handeln würde, wäre das noch nicht zwingend problematisch.

Das Ritual, in begrenztem Mass gelebt, verkleinert das Risiko, dass ich nach der Uni in die Beiz hocke und ein Bier nach dem an-

dern bechere. Man trinkt dann eben nur eines. Ein Ritual wirkt einer Sucht unter diesem Gesichtspunkt sogar entgegen.

Gibt es versteckte Süchte?

Verschiedene Suchtformen sind verschieden auffällig: Wenn man einen Menschen hinter einer leeren Weinflasche sitzen sieht, kommt man viel eher auf die Idee, dass dies ein Problem sein könnte, als etwa bei einem Menschen, der stundenlang hinter einem Laptop sitzt. Dabei könnte dahinter eine Internetsucht wie etwa exzessiver Onlinespielkonsum stecken.

Sie selbst sind spezialisiert auf die Therapie genau dieser Verhaltenssüchte: Worum handelt es sich dabei?

Verhaltenssüchte sind stoffungebundene Süchte, die grundsätzlich einen ähnlichen Verlauf aufweisen wie andere Süchte. Auch Verhaltenssüchte lösen beglückende Gefühle aus, die vor allem dann, wenn es im Leben nicht rund läuft, zu einem Kontrollverlust führen. So wirkt sich zum Beispiel ein grosser Gewinn beim Glücksspiel fatal aus und ist oft der Anfang einer Sucht. Therapierfahrene Betroffene sagen deshalb: «Wenn du Pech hast, gewinnst du.»

Gibt es noch andere Verhaltenssüchte?

Ja, durchaus. Ein Beispiel wäre der Workaholic, wobei das eine Suchtform ist, die gerade in der Schweiz wenig auffällt. Fleissige und sogar exzessiv Arbeitende sind von Arbeitgebern gesellschaftlich gut akzeptiert, wenn nicht sogar gewünscht. Dies, obwohl exzessives Arbeiten auf das Umfeld des Betroffenen – insbesondere Kinder – verheerende Auswirkungen hat.

Wie lange dauert es, bis Betroffene von sich aus eine Therapiestelle aufsuchen?

Das kommt ganz darauf an, wie schmerzhaft die negativen Folgen der Sucht für den Betroffenen sind. Glücksspielsucht zum Beispiel ist insofern interessant, als dass je nach Vermögen und Einkommen des

Betroffenen die daraus resultierenden finanziellen Verluste unterschiedlich schwer wiegen. Wie lange es geht, bis sich Betroffene melden, hängt vom Druck durch die Umgebung und dem daraus resultierenden Leidensdruck ab. Ich erinnere mich an einen Fall, da brauchte der Betroffene zuerst drei Jahre, bis er sich überhaupt eingestand, glücksspielsüchtig zu sein. Weitere drei Jahre brauchte er, um sich bei uns im Zentrum zu melden. Bis er abstinent leben konnte, dauerte es schliesslich nochmals rund drei Jahre.

Ein Jahrzehnt in der Sucht.

Natürlich ist das ein ausserordentlicher Fall, aber er zeigt, dass die Therapie von Verhaltenssüchten eine grosse Herausforderung ist und viel Zeit beansprucht.

Wie sieht die Therapie einer Verhaltenssucht aus? Inwiefern unterscheidet sie sich von einer stoffgebundenen Sucht?

Der erste Schritt einer Therapie ist immer die diagnostische Beurteilung der Situation: In welcher Form findet die Sucht statt? Wie häufig? Wie lange schon? Mit welchen Auswirkungen? Was sind die Ursachen? Allerdings findet dies erst nach einem Kennenlernen statt. Glücksspielsüchtige zum Beispiel sind gerade nach der Lohnauszahlung besonders gefährdet. Da schlagen wir Betroffenen zum Beispiel vor, den Lohn von einer Vertrauensperson verwalten zu lassen. Die grosse Herausforderung im Vergleich zu einer stoffgebundenen Sucht, wie etwa der Nikotinsucht, liegt darin, dass es bei Verhaltenssüchten oft nicht möglich ist, komplett abstinent zu sein. Ein Kaufsüchtiger kann nicht plötzlich nichts mehr kaufen. Er muss den gesunden Umgang mit dem Konsum wiedererlernen.

«Der Workaholic fällt gerade in der Schweiz wenig auf»

Wie erfolgreich sind solche Therapien?

Sofern der Betroffene sich ernsthaft auf die Therapie einlässt, sind fast immer positive Veränderungen feststellbar. Etwa eine Schadensminderung, ein Erkenntnisgewinn für den Betroffenen und Verbesserungen in den Sozialkontakten. Wenn man allerdings die vollständige Abstinenz als Massstab nimmt, dann sind Therapien nur bei einem kleineren Teil der Betroffenen nachhaltig erfolgreich. ◇

Zur Person

Franz Eidenbenz ist Psychologe. Er ist am Zentrum für Spielsucht und andere Verhaltenssüchte Radix als Suchttherapeut tätig.

Gutschein für Kontaktlinsen

Jetzt noch günstiger, Preise vergleichen!



Gutscheincode: **stuch20**, Mindestbestellwert: CHF 60.-,
gültig bis 31.03.2017, nur für Neukunden, nicht kumulierbar

Wert **CHF 20.-**

Hast du den Alk
noch im Griff?
Mach den suchtttest.ch



Geheimnisvolles Heftchen

Das linksalternative A-Bulletin lebt von kuriosen Inseraten. Die Macher setzen auf Mund-zu-Mund-Propaganda und geben keine Auskunft. Eine Spurensuche.

Valérie Jost



Kraftvolle Weiblichkeit

Frauen stärken und nähren sich im authentischem, wertschätzendem Miteinander!

Weiblichkeit erblüht, SchossKraft erwacht

-Frauenkrafttag 18.9.2016

-Frauennährkreis: Abendgruppe bei LU

-Training ins weibliche Erblühen

Siehe: www.innerlove.ch

Martina Franck, Tel. 041 3208983

Wie aus einer Schülerzeitung: Inserate im A-Bulletin.

Das A-Bulletin erscheint alle zwei bis drei Wochen, wahrscheinlich, sobald wieder genug Inserate beisammen sind. Diese sind das Herzstück des linksalternativen Blättchens. Daneben gibt es einen redaktionellen Teil auf sieben Seiten, dessen Themen von der obligatorischen Viehimpfung gegen Blauzungenkrankheit über die Waldkindergarten-Bewegung bis hin zum «Monsanto-Tribunal» reichen.

Die Inserate im A-Bulletin sind hingegen ein Spiegel der Leserinnen- und Leserschaft: Es werden Familien für gemeinschaftliche Wohnprojekte und Mitarbeitende für Heilpflanzen-Kristall-Energiegärten gesucht. Es werden Spinnkurse und Krafttier-Kinderferienlager angeboten, Border-Collie-Welpen sollen platziert, Unterkünfte wollen gefunden werden. Verena bietet handgestrickte Unikate an und Lukas möchte bis zu 25 Leute bekochen. Schliesslich werden auch Jenseitskontakte, mongolische Jurten und

Naturbruthühner angepriesen; und eine Tantra-Disco macht nur zwei Seiten nach einem Feuerläufer Werbung. Viele der Inserate sind handgeschrieben; es entsteht eine vielfältige Collage, gedruckt mit Ökostrom auf Ökopapier.

Lieber kein Kontakt

Das ungeheftete Heftchen ist nur im Abo zu haben und soll vor allem durch Mund-zu-Mund-Propaganda verbreitet werden. Die Macherinnen und Macher sind denn auch nur per Post oder Telefon zu erreichen, eine Webseite existiert nicht. Der Verzicht auf digitale Kommunikation ist offenbar Programm: «Wir verschweigen bewusst unsere Mailadresse, damit wir nicht von Mails überschwemmt werden», lässt sich in einem Statement auf nachhaltigbeobachtet.ch lesen. «Wir möchten weiterhin gemächlich funktionieren.»

Einer der Herausgeber des Blättchens ist Georg Pankow. Er lehnte ein Interview

ab und war auch nicht zur Herausgabe publizistischer Daten bereit. Somit ist unklar, seit wann genau das A-Bulletin erscheint und ob der Verein daran etwas verdient.

Alternative zur Kurzlebigkeit

Es bleibt also nur die Spurensuche unter angestammten Leserinnen und Lesern. Der bernetblog, ein Blog zur PR- und Medienwelt, findet, das Durchblättern des Bulletins sei «wie Wühlen in der Schatztruhe». Und ein Naturheilpraktiker und langjähriger, treuer Leser beschreibt es auf seiner Website als «kleines, feines Stück Lesestoff für ruhige Minuten». Nicht schlecht, so viel Lob für ein schwarzweiss gedrucktes Blättchen, dessen fünf Doppelseiten nur lose ineinanderliegen.

Auch Gabi und Beat Böckli aus Winterthur, die noch knapp zur 68er-Generation gehören, sind vom A-Bulletin begeistert. Sie haben es seit «mindestens zehn Jahren» abonniert, haben selbst auch schon «für Ferienwohnungen» inseriert und sich auf Inserate gemeldet: «Wir wollten mal mitmachen bei einer Hotelgenossenschaft im Kanton Uri – das kam aber nicht zustande». Seit ein Gast ihn darauf ansprach, legt Beat Böckli die Publikation jeweils in seinem Restaurant auf: «Viele der Gäste schätzen es, neben all dem Kurzlebigen heutzutage.»

Im Branchenverzeichnis der linken Wochenzeitung WoZ wirbt das Blättchen mit dem Slogan: «Inserate im A-Bulletin können dein Leben verändern.» Dass das stimmt, bestätigt auch das Ehepaar Böckli: Sie haben mehrere Bekannte, die durch ein Inserat darin einen neuen Job finden konnten. Oder sogar den zukünftigen Ehemann. ♦



Ramola Ramesh: «Bildung bedeutet für mich alles.»

Im Meer von Entscheidungen

Dass die Generation Y nicht nur faulenz und planlos in den Tag lebt, zeigen die Portraits von vier Studierenden mit Migrationsgeschichte.

Adelina Gashi und Henrike Beckmann
(Text und Bilder)

Wir sind faul, verwöhnt, haben keine echten Ziele und schlagen uns nur mit Luxusproblemen herum. So werden «wir» – die Generation Y – immer wieder in zahlreichen Medienberichten der letzten Jahre charakterisiert. Die zwischen den Jahren 1980 und 1999 Geborenen wüssten nicht mehr, was sie vom Leben eigentlich wollen und würden einfach in den Tag hineinleben, heisst es oft. Dieser Generation gehe es nicht mehr um eine steile Karriere, sondern vor allem um – Achtung, Unwort – Selbstverwirklichung. Trifft diese Typologisierung zu? Besonders spannend in diesem Kontext scheint die Frage, ob sich vielleicht nur Studierende aus gutbehütetem Schweizer Hause die Frage nach dem «why?» so ungeniert stellen können. Wir haben bei vier Studierenden mit Migrationsgeschichte nachgefragt.

Ramola Ramesh

Ramola zog vor acht Jahren nach Zürich, der Liebe wegen. Sie hatte zuvor Design an einer Kunsthochschule in Bangalore studiert und hoffte nun, in der Schweiz ihr eigenes kleines Unternehmen aufbauen zu können. Ziemlich schnell stellte sich aber heraus, dass das fast unmöglich sein würde. Um Geld zu verdienen, fing sie an, im Verkauf zu jobben. Für Ramola war aber damals schon klar, dass sie mehr erreichen wollte: «Der Beruf als Verkäuferin war einfach nichts für mich. Ich wollte mich wieder intellektuell herausfordern und weiterbilden. Darum habe ich mein Studium an der Universität Zürich in den Fächern Ethnologie und Erdsystemwissenschaften angefangen.» Nach ihrem Abschluss möchte sie die Inderin der Umwelt und dem sozialen Engagement widmen und am liebsten bei einer NGO arbeiten. Geld spielt für sie dabei nur eine nebensächliche Rolle, so Ramola: «Viel wichtiger ist Bildung. Bildung bedeutet für mich alles.»

Petra Abramovic

Die Germanistik- und Computerlinguistik-Studentin Petra wurde in Zug geboren. Ihre Eltern stammen aus Kroatien und sind 1989 in die Schweiz eingewandert. Wegen der Liebe zur deutschen Sprache und ihres Wissensdursts war Petra eigentlich schon ziemlich früh klar, dass und was sie studieren will. Petras Eltern, eine Tierärztin und ein Tierarzt, unterstützten ihre Tochter in ihrem Vorhaben. «Obwohl Medizin bei uns zu Hause oft ein Thema war, war

es meinen Eltern eher wichtig, dass ich überhaupt studiere und mein Potential ausschöpfen kann. Die Studienwahl lag da ganz bei mir», erzählt Petra. Dass nach ihrem Abschluss nicht das grosse Geld winkt, ist der Zugin klar. Dennoch ist sie überzeugt, dass Talent, harte Arbeit und Leidenschaft ihr den Weg in die Arbeitswelt ebnen werden. «In der Sprachforschung gibt es noch einiges zu tun. Das würde mich sehr interessieren und ich könnte mir auch gut vorstellen, später in diese berufliche Richtung zu gehen.»

Marian Weber

Relativ spontan kam Marian in die Schweiz. Sein ehemaliger Geigenlehrer bot ihm einen Studienplatz am Konservatorium in Lugano an. Kurzerhand verliess er Deutschland und zog ins Tessin, um Musik zu studieren. Nun macht der 25-Jährige bereits den zweiten musischen Master. Musiker zu werden war immer sein Traum. In den letzten Jahren ist ihm jedoch klargeworden, dass der Beruf auch Kompromisse abverlangt, die er nicht eingehen möchte. Er kann sich schlecht vorstellen, in Projekten mitarbeiten zu müssen, bei denen die Umsetzung nicht mit seinen Vorstellungen übereinstimmt – nur um Rechnungen bezahlen zu können. Wenn es aber nicht um Kunst geht, sieht er das weniger kritisch: «Da wird's dann halt gemacht und fertig.» Deshalb fängt er nächstes Jahr ein weiteres Studium an, diesmal Jura. So will sich Marian ein zweites Standbein schaffen. Und sich damit seine musikalische Freiheit erhalten.

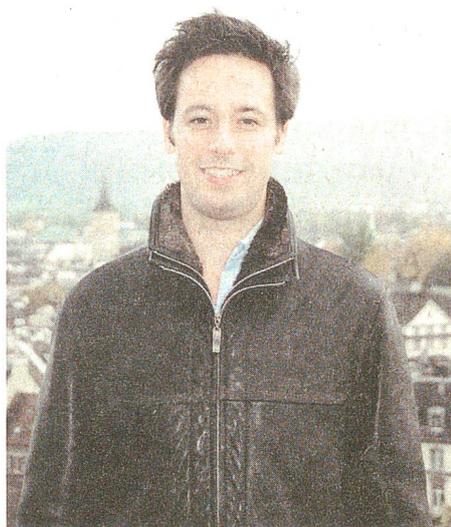
Ewgenij Wolkow

Ewgenijs Ziel ist es, seine Bucketlist abzuarbeiten. Und die ist lang. Er ist 24 und studiert Psychologie: «Um zu verstehen, warum die Welt so ist, wie sie ist.» Der Russland-Deutsche hat sich zum Ziel gesetzt, so viele Erfahrungen in seinem Leben zu sammeln, wie er nur kann. Deshalb ist es ihm wichtig, einmal viel Geld zu verdienen. Damit öffnen sich Türen und bieten sich Gelegenheiten, die er sonst nicht hätte, ist Ewgenij überzeugt. Aber das Geld sei nicht Selbstzweck: «Ich möchte eine Firma aufbauen, ich möchte selbstständig sein, und ich möchte etwas zu einer guten Gesellschaft beitragen.» Ausserdem ist er entschlossen, seinen Eltern ein Haus zu kaufen und ihnen damit für das zu danken, was sie ihm ermöglicht haben. Sie unterstützen ihn trotz anfänglicher Sorge wegen seiner Studienwahl. Und sie trauen ihm zu, seinen Weg zu gehen – obwohl ihm selber noch nicht klar ist, wohin dieser führt.

Die Geschichten dieser vier Studierenden zeigen, dass die Zugehörigkeit zur Generation Y nicht an Nationalitäten gebunden ist. Es sind die Gesellschaft und das persönliche Umfeld, die den Lebensweg prägen. Bloss weil Geld nicht in den Mittelpunkt gestellt wird, heisst das nicht, dass sich niemand mehr Gedanken um die eigene Zukunft macht. In diesem Meer von Entscheidungen und Perspektiven die eigenen Ziele und Träume zu erkennen, das ist die Kunst, die es zu beherrschen gilt. ◇



Petra Abramovic



Marian Weber



Ewgenij Wolkow

Sweatpants sind des Teufels! — Gott sei Dank – oder meinetwegen Karl Lagerfeld – sind Leggings aus der Mode geraten. Man kann sich kein schlimmeres Beinkleid vorstellen! Dachte man. Doch dieser ungezügelter Optimismus erwies sich als verfehlt. Denn im Jahre des Herrn 2016 hat sich eine andere Plage in den Regalen der Grossverteiler eingenistet: die Sweatpants.

Sie sind von dickerem Tuch als ihr polyesternes Pendant und mit einer Kordel um die Hüfte versehen. Wie es der Name andeutet, war ihr ursprünglicher Zweck jener des Warmhaltens während sportlicher Betätigungen. Wie die Schweiss-hose den Weg in die Alltagsgarderobe des gehobenen Pöbels gefunden hat, ist schleierhaft. Getragen wird die Beleidigung des Stoffgewerbes vorzugsweise mit Gummizug um die Fesseln, damit die gepützten roten Sneaker besser zur Geltung kommen. In ihrer knallengen Passform, die die athletischen Schenkel des jeweiligen Trägers betonen soll, erinnern sie an Schwarze Presswurst; da hilft's auch nichts, dass da «Pro-Bro» oder «Abercrombie & Fitch» draufsteht. Paradigmatischer Vorführbursche ist der gemeine Fitness-Macho mit modischem Flair, der seine Pülverchen und Pillchen wahlweise in einem «Bag» oder einem «Weekender» mit ins Studio nimmt.

Die prolligen Lumpen sind dabei nicht einmal besonders funktional, sondern offenbaren sich bloss als Ausgeburten des schlechten Geschmacks eitler Gecken, als Elasthan gewordene Albträume der Schneiderzunft, als textiler Abortus des Luzifer!



Severin Frohofer

Wir verteufeln, was wir hassen,
und schreiben es zur Hölle.



Spannende Lügen

Der Regisseur Tate Taylor, der zuletzt grosse Beachtung für seine Verfilmung von «The Help» erfuhr, hat sich erneut an eine Buch-Adaption gewagt. Der Roman «The Girl On The Train» führte dreizehn Wochen lang die New York Times Bestseller-Liste an, nun kommt die Geschichte ins Kino.

An Rachel, der Hauptfigur und Erzählerin des Films, fallen schnell zwei Dinge auf: Sie ist alkoholabhängig und sehr, sehr traurig. Sie ist besessen von einem jungen Ehepaar, dessen perfektes Haus und idyllisches Leben sie Tag für Tag von ihrem Platz im Zug aus beobachtet. Der Alltag der Hipwells wird zum Vehikel für ihre persönlichen Sehnsüchte, da Rachels eigene Ehe in die Brüche ging. Doch eines Morgens wird sie Zeugin eines Vorfalls auf der Terrasse der Hipwells, der die Fundamente ihrer zurechtgelegten Scheinwelt erschüttert und in dessen Folge die ganze Chronik einer Tat aufgerollt wird. Rachel beginnt, sich in die Ermittlungen einzumischen und somit der Nachbarschaft, die sie schon so lange beobachtet hat, näher zu kommen – vielleicht sogar näher, als gut für sie ist.

«The Girl On The Train» ist ein rasant angelegter Psychothriller, dessen bisweilen ätherische Ausleuchtung einen angenehmen Kontrastpunkt zur verworrenen Storyline setzt. Die Szenerie, in warmes Sonnenlicht getaucht, macht den beklemmenden Grundton des Films mehr spür- als sichtbar. Obwohl einige der Figuren manchmal etwas eindimensional wirken, versteht Taylor es, die Zuschauerinnen und Zuschauer bis zum Schluss an der Nase herumzuführen. Wenn eine der Figuren mit selbstgefälligem Lächeln ihrem Psychiater erklärt, dass sie «die ganze Zeit lüge, weil sie die Dinge vage behalten müsse», dann könnte dieser Satz aus dem Mund jedes Charakters stammen. Man weiss nie genau, wem oder was man glauben kann. Diese Stärke verschuldet aber zugleich das Manko des Films: Die Auflösung kann einfach nicht halten, was die kontinuierlich aufgebaute Spannung verspricht. [fha]

The Girl on the Train (112 Min.)

Regie: Tate Taylor

Kinostart: 27. Oktober 2016



Vom Pilatus in die Charts

Es ist der 8. Oktober 2016 im Luzerner Konzerthaus Schüür. Familie, Freunde, Bekannte und Fans sind an diesem Samstagabend gekommen, um der Plattentaufe des Albums «WAR» der Band Rival Kings beizuwohnen. Der Saal ist bis zu den hintersten Reihen gefüllt, die Stimmung trotz der vielen Leute und der leicht stickigen Luft ausgelassen. Alle warten gespannt auf den Auftritt der sechs jungen Männer. Knapp vor halb elf treten sie dann endlich auf die Bühne, so cool und gelassen, als hätten sie in ihrem Leben noch nie etwas anderes getan, und schaffen es innert weniger Sekunden, das ganze Publikum mit ihrer Musik anzustecken. Als die Luzerner Jungs 2012 die Band Rival Kings gründeten, ahnten sie nicht, dass sie vier Jahre später bereits die Plattentaufe ihres zweiten Albums feiern würden.

Der Durchbruch gelang der Band mit ihrem ersten Album «Citizens», welches 2014 erschien und es unerwartet in die Singlecharts der Schweizer Hitparade schaffte. Zu Beginn hauptsächlich dem Indie-Rock zugeschrieben, hat sich der Musikstil durch ihre Liebe zu eingängigen Melodien in den letzten Jahren immer mehr zum Pop gewandelt. Zu dem bass- und gitarrenlastigen Sound sind in den letzten zwei Jahren Synthesizer und hellere Klänge dazugekommen, und auch die stimmlichen Fähigkeiten von Sänger Étienne Hilfiker haben sich bedeutend weiterentwickelt.

Die Luzerner Band überzeugt, und das nicht nur hierzulande. Gigs in England, Deutschland und Österreich standen schon auf dem Tourneepfad der sechs Luzerner. Auftritte am Zürich Openair und dem Gurtenfestival waren wohl ihre bisher grössten Erfolge. Gitarrist Rafael Schwab sieht das anders: «Der für mich grösste Erfolg ist die positive Resonanz auf unser musikalisches Schaffen generell – Leute, die nach dem Konzert zu uns kommen und sich bedanken für das, was wir tun.» Der 24-jährige

studiert seit 2014 Publizistikwissenschaften an der Universität Zürich. Als Hindernis für die Musikkarriere sieht er das nicht. Im Gegenteil, das Studium und die Musik ergänzen sich ideal, da das Studium genügend Flexibilität für das zeitintensive Musikerleben lasse. In Zukunft werde die Musik aber nur ein ambitioniertes Hobby bleiben, da es in der kleinen Schweizer Musiklandschaft sehr schwierig sei, Fuss zu fassen und von der Musik leben zu können.

Ihren Erfolg erklären sich die Jungs mit einer Kombination von inhaltlicher Tiefe und energetischer Musik, welche einen Gegenpol zu der heutigen, oberflächlichen «Electronic Dance Music»-Generation darstellt. Sie wollen echte Inhalte vermitteln, Tabuthemen ansprechen und diese in ein Pop-Gewand verpacken. Die Inspiration für neue Liedtexte findet die junge Band in Geschichten, die das Leben schreibt. Primäre Ideenquellen sind persönliche Erfahrungen, auf der anderen Seite aber auch Geschichten, die Freunde, Bekannte oder eine ganze Generation beschäftigen. Auch ihr neues Album «WAR» handelt vom inneren Krieg einer Generation. Eine Generation, welche sich durch innere Zerrissenheit voller Zweifel und krampfhafter Individualität auszeichnet. «WAR» beschreibt diese täglichen Kämpfe mit inneren Dämonen, Problemen und Perspektivenlosigkeit. Das Album besticht durch tiefgründige, ehrliche Texte, mit denen sich jeder identifizieren kann, viel Emotionalität, sowie einem gelungenen Mix aus Pop und dem Rock der frühen Tage. [von]

Das nächste Konzert in Zürich findet am 5. November 2016 im Dynamo (Werk21) statt. Weitere Infos auf www.rivalkings.net



Der erklärende Mann

Mit «Gender-Key. Wie sich Frauen in der Männerwelt durchsetzen» ist am 26. September nach «Die Frau in mir» ein weiterer Frauen-Ratgeber von Christian Seidel erschienen. Für sein erstes Buch hatte sich der Autor als Frau verkleidet und meinte, dadurch den Frauen ihre Probleme erklären zu können. Im neuen Buch ist es noch simpler: Der frühere Medienmanager Seidel betont in der Einleitung, dass er in seinem Leben beruflich sehr viel mit Frauen zu tun gehabt habe. Das reicht ihm bereits als Qualifikation zum selbsternannten Experten.

Zu Beginn des Buches räumt Seidel mit zehn Klischees auf, unter anderem mit dem Gott- und dem Steinzeitklischee: Das Gottklischee thematisiert, dass dank der monotheistischen Religionen gemeinhin die Machtstrukturen akzeptiert würden, die dazu führten, dass Männer über Frauen stünden. Dem widerspricht Seidel. Im Steinzeitklischee geht es um die vermeintlich steinzeitliche Herkunft der herrschenden Geschlechterverhältnisse. Dabei seien die Frauen bereits in der Steinzeit unabhängig und stark gewesen, betont der Autor.

Im Anschluss an die Widerlegung der Klischees entwickelt er eine Strategie für Frauen, wie sie im Alltag auf ebensolche Stereotypen reagieren können. Sein «projektives Selbstcoaching für Frauen», wie er es nennt, besteht aus zwei Übungen: Meditation und «Befreiung durch Loslassen von Geschlechterklischees».

Zum Schluss beruhigt der Autor sein Publikum: Die Auflösung der Geschlechterrollen werde nicht in Haltlosigkeit sondern in Freiheit münden, man werde zum Beispiel weiterhin flirten können. Aussagen wie «eine Frau, die gern eine Frau ist, aber im Job lieber als Mensch behandelt werden will» oder «In meinem Verständnis ist jede Frau eine Mutter» repräsentieren dabei aber eher das Gegenteil von Emanzipation und Gleichberechtigung.

«Gender-Key» ist damit nicht bloss undifferenziert, es ist ein Widerspruch in sich: Der männliche Autor beansprucht für sich, «das Leben der Frauen zum Besseren zu verändern» – zementiert dabei aber die üblichen Gender-Klischees. Der Text denunziert sich selbst als anmassendes und chauvinistisches Mansplaining par excellence. [ehr]

Christian Seidel: Gender-Key. Wie sich Frauen in der Männerwelt durchsetzen. Ariston. nchen 2016. 288 Seiten.

Mein Freund Reza

Zwei Männer leben zusammen in einer WG. Der eine ist aus dem Iran geflüchtet, der andere kommt aus Bonstetten. Das Projekt Wegeleben hat sie zusammengeführt.

Patrick Robinson (Text) und Hannah Schrohe (Bilder)

Ich gebe es zu: Ich liebe meinen Flüchtling. Er ist aber freilich nicht «mein Flüchtling», und ich nenne ihn auch nicht gerne einen Flüchtling. Denn für mich ist er ein Spitzenkoch, ein disziplinierter Arbeiter und ein Sprachgenie. Vor allem aber ist er ein Mensch mit einem Namen, der sich nicht einfach hinter einer demographischen Statistik verstecken lässt. Gestatten, mein Freund und Mitbewohner: Reza.

Schuften und Sparen

Reza ist, wie ich, 22 Jahre alt und absolviert eine Lehre zum Logistiker in einer grossen Filiale der Landi. Er ist afghanischer Abstammung und aus dem Iran geflüchtet. Aber eigentlich ist er durch und durch schweizerisch: Wenn ich morgens aufstehe, ist Reza schon zur Arbeit gegangen. Wenn ich abends bereits gegessen und den Haushalt gemacht habe,

kommt Reza erst nach Hause. Und sonntags, wenn ich mich gegen Mittag, von Kopfschmerzen geplagt, aufraffe, steht ein Krug frischgebrauter Tee auf dem Tisch. Reza

ist dann bereits auf dem Fussballplatz. Manchmal frage ich mich, wer von uns jetzt eigentlich besser in die hiesige Gesellschaft integriert ist, in der man sich ja besonders durch Leistung hervortut.

Wenn ich Reza über seine Zukunftspläne ausfrage, antwortet er sehr bestimmt: Eigentumswohnung, bescheidenes Auto, eigenes Geschäft. Zuerst kommt aber der Lehrabschluss. Dann heisst es: Schuften und Sparen.

Tatendrang und Hilfsbereitschaft

An eine Rückkehr in den Iran denkt Reza gar nicht. Er lebt seit vier Jahren hier und

scheint eine neue Heimat gefunden zu haben. In der Schweiz hat Reza Perspektiven, und er gibt sich die grösste Mühe, diese zu nutzen und dafür auch etwas zurückzugeben. Im Iran war Reza als Angehöriger einer Minderheit nämlich vom Alltag ausgeschlossen; für ihn sind Privilegien nicht selbstverständlich.

Aber nicht nur Rezas Tatendrang beeindruckt mich ungeheuer. Es sind vielmehr solche Momente wie an jenem Septemberabend, die mich ihn als Person schätzen lassen: Ich war ziemlich übelgelaunt, Reza kam nach Hause, abgerackert wie immer. Er bemerkte, wie es mir ging, bevor ich auch nur ein Wort sagen konnte. «Das geht so nicht», tadelte er. «Du musst aus dem Haus. Komm mit!» Dann packte er mich, und es hätte gar keinen Wert gehabt, mich zu wehren.

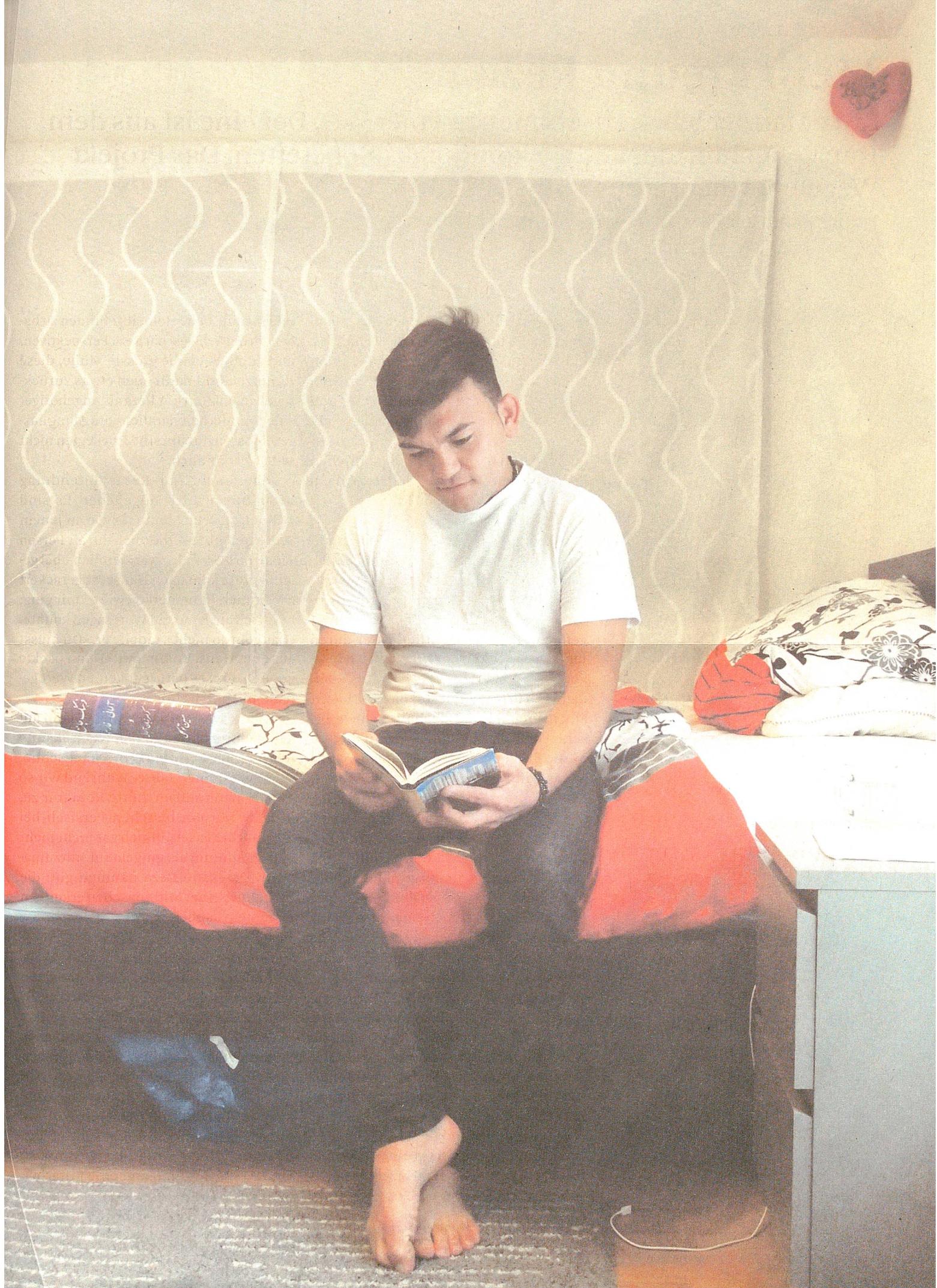
Wir verbrachten den Abend dann auf dem Schwamendingerplatz. Reza kaufte im Coop immer wieder Biernachschub, bis ich zufrieden lallte. Während wir so auf der Bank sassen, hörte Reza mir zu, brachte mir ein bisschen Persisch bei und machte Faxen, bis ich gar nicht mehr anders konnte, als gutgelaunt mitzumachen. Das kann Reza nämlich gut: die Probleme seiner Mitmenschen erkennen und ihnen dabei helfen, sie zu lösen.

Schwierige Wohnungssuche

Ich hätte nie gedacht, dass ich einmal mit einem Flüchtling zusammenleben würde. Nicht, weil ich da Vorurteile hätte, es kam mir einfach nie in den Sinn. Ursprünglich dachte ich, ich würde mit Freunden zusammen eine neue WG gründen.

Stattdessen zog ich in eine leere Wohnung des Jugendwohnetzes (JuWo). Damit ich nicht alleine blieb, schrieb das JuWo einen Besichtigungstermin aus. Eine Woche später stand eine Mitarbeiterin des JuWo zusammen mit Reza vor

Ich frage mich, wer von uns eigentlich besser in die hiesige Gesellschaft integriert ist.





meiner Tür. Sie erklärte, dass Reza ein Flüchtling sei und deshalb Schwierigkeiten bei der Wohnungssuche habe. Sie würde ihm den Vorrang für das Zimmer lassen, falls ich damit einverstanden sei. Ich stimmte zu.

Das Jugendwohnnetz arbeitet mit dem Projekt Wegeleben zusammen. Dieses will geflüchtete Menschen mit bestehenden oder neugegründeten WGs zusammenbringen. Also Reza und mich, zum Beispiel. Auch nach einer geglückten Vermittlung bleibt Wegeleben Ansprechpartnerin für die WGs; man würde also auch uns helfen, mit der neuen Wohnsituation zurechtzukommen. Wenn wir denn Probleme hätten.

Ich denke manchmal, dass dieser Deal, der Reza und mich zusammengebracht hat, vielleicht nicht ganz fair war. Zumal doch eine Menge Leute zur Besichtigung erschienen waren. Bereut habe ich es dennoch nicht. Reza war nämlich der Einzige an jenem Tag, der es fertigbrachte, mit mir ein Gespräch zu führen; mehr zu sagen als: «Schönes Wetter heute, was?»

Wie eine Familie

Und jetzt, mehr als vier Monate später? Ich bereue es immer noch nicht. Im Gegenteil, ich bin sehr zufrieden darüber: Ich durfte zusammen mit Reza ein gemeinsames Zuhause aufbauen, in dem man auch schlechte Tage haben darf. Wir kochen zusammen – oder lachen uns auch mal gegenseitig aus, wenn wir ein Wort auf Deutsch oder Persisch kreuzverkehrt aussprechen. Kurz: Wir haben ein Zuhause aufgebaut, wo wir eine Familie sein können.

Reza ist kein Flüchtling. Er ist ein Mensch, ein geflüchteter Mensch. Wäre ein anderer geflüchteter Mensch bei mir eingezogen, wer weiss, wie gut ich mich mit ihm verstanden hätte. Wäre ein anderer Mensch, einer ohne Fluchtgeschichte, eingezogen, hätte es genauso schief gehen können. Reza pflegt zu sagen: «Kein Mensch ist schwarz oder weiss, sie sind nur alle ein anderes Grau.» Es ist ein Glück, dass Rezas und mein Grau so gut zusammenpassen. ◊

Mehr Infos zum Projekt Wegeleben auf www.wegeleben.ch

Auftrags-Killerin bzw. Korrektorin ;-)

befreit deine/Ihre Arbeiten von
Rechtschreib-, Grammatik-
und Formulierungsfehlern.



Preis nach Absprache.
korrektorin@gmx.ch, 079 822 63 13
www.auftragskillerin.ch
(Studentin an der Uni Zürich,
Lektorin der ZS)

Wesser
und Partner

LUKRATIVER JOB FÜR DEINE SEMESTERFERIEN

Suchst du als Student für deine Semesterferien oder für dein Zwischenjahr einen sinnvollen und flexiblen Job? Dann bist du bei uns genau richtig!

Wesser und Partner vermittelt seit über 35 Jahren spannende Studentenjobs im Auftrag von Schweizer Hilfsorganisationen wie dem Roten Kreuz und Pro Natura. Ziel ist die Anwerbung von neuen Mitgliedern.



VORTEILE DES JOBS:

- Attraktives Lohnsystem
- Flexible Wocheneinsätze
- Zusammenarbeit mit anderen jungen Menschen
- Kommunikationsfähigkeiten stärken
Und dabei Gutes tun!

BEWIRB DICH NOCH HEUTE AUF DER WEBSITE www.wesser.ch.

Gerne beraten wir dich auch persönlich unter 0844 000 444. Wir freuen uns auf deine Kontaktaufnahme!



ALTERNATIVE
BANK
SCHWEIZ

ALLES NACHHALTIG - ODER WAS?

ABS-Geldgespräch mit Katharina Serafimova

Expertin für Umwelt und Finanzen beim WWF Schweiz

Teil des Problems oder Teil der Lösung?

Die Rolle von Banken für eine nachhaltige Entwicklung von Wirtschaft und Gesellschaft.

Wann: 1. Dezember 2016, 18.15 Uhr, anschliessend Diskussion und Apéro

Wo: Olten, Alternative Bank Schweiz (5 Min. vom Bhf.) Eintritt frei. Die Platzzahl ist beschränkt.

Information und Anmeldung auf www.abs.ch/geldgespraeche





BATTLEFIELD 1

ERLEBE DAS
GANZE AUSMASS
DES KRIEGES



BATTLEFIELD.COM 21.10.2016

© 2016 Electronic Arts Inc. EA, the EA logo, Battlefield, Battlefield 1, the Battlefield 1 logo, and the DICE logo are trademarks of Electronic Arts Inc. or its subsidiaries. All other trademarks are the property of their respective owners.

DICE



 XBOX ONE